



Clarissa Hyde Nr. 63

Der magische Berg

von Thorsten Roth



Durch meinen Kampf gegen die Dämonen war ich inzwischen viel herumgekommen, doch auf die andere Seite der Welt hatte es mich bisher noch nicht verschlagen. Und dann auch gleich noch tief in die Vergangenheit.

Ich sollte zum Bestandteil einer alten Legende werden, und dabei wusste ich vorher noch gar nicht, wie gefährlich und emotional das wieder für mich werden sollte.



Wenn ich so auf die letzten Tage zurückblickte, eigentlich waren es ja sogar fast nur Stunden gewesen, konnte es einem schon wie ein Traum vorkommen.

Gerade noch hatte ein verrückter Wissenschaftler mit magischer Hilfe einen mordenden Doppelgänger von mir erschaffen, da musste ich, nachdem Tommy Clarissa II enthauptet hatte¹, schon nach Frankreich reisen.

Dort warteten Sinitia und Lady Monster auf Terry und mich, aber auch das überstanden wir, nachdem wir unter anderem einen Überfall von Roboterwerwölfen auf eine französische Diskothek entschärft hatten, um anschließend die Zentrale der Terroristen mit Hilfe der französischen Polizei zu stürmen.²

Aber damit nicht genug. Eigentlich hatten wir damit gerechnet, Ruhe zu bekommen, doch wir fanden Spuren, wo sich das neue Hauptquartier der verrückten Terroristin befinden sollte, während gleichzeitig in London zwei Riesenkraken in der Themse auftauchten und alles töteten, was sie in ihre Tentakel kriegen konnten.

Zwar wollte ich am liebsten meinen Freunden in London helfen, doch wir ahnten, dass wir die Monster-Lady besser direkt angreifen sollten, und zwar in Norwegen.

Die französische Polizei mit dem mit uns befreundeten Inspektor Alphand half uns auch diesmal, so dass wir noch am gleichen frühen Morgen ohne Schlaf zu kriegen nach Norwegen ausgeflogen werden konnten, um uns mit der Polizei dort zu besprechen.

Leider war die norwegische Polizei zunächst keine wirkliche Hilfe, so dass Terry und ich uns alleine auf den Weg machten. Es ging zu einer der größeren norwegischen Inseln, auf der sich die gefährliche Irre eine Villa mitten hinein in die Klippen gebaut hatte.

Das Haus war eigentlich uneinnehmbar, und auf dem Landweg hätte man uns sofort entdeckt. Doch der dicke Nebel über dem Atlantik half uns, so dass wir uns dem Gebäude vom Wasser aus ungesehen nähern konnten. Allerdings gab es keine Möglichkeit, an Land zu gelangen. Der Felsen fiel hier überall senkrecht ab, deshalb wurde diese Seite auch nicht so scharf bewacht.

Hier kam mein sehr optimistischer Plan ins Spiel, ich kalkulierte dabei mit dem U-Boot, mit dem die Monster-Lady uns schon einmal entkommen war³. Bestimmt nutzte sie es immer noch, das war meine Idee, und dann hatte sie sich auch einen geheimen Fluchtweg angelegt. Und tatsächlich, wir fanden den Zugang in den Felsen unter Wasser.

So drangen wir von unten in das Gebäude ein, wobei wir die eine oder andere gefährliche Situation überstehen mussten. Schließlich wurden wir doch entdeckt und landeten bei unserer Flucht in einem Raum mit einem riesigen Indoor-Pool, in dem die Monster-Lady ihre Riesenkraken trainiert hatte.

Eines der Riesentiere war noch da, und so kam es zum Kampf, in den schließlich auch die Chefin der Terroristen und Sinitia verwickelt wurden. Die Lady und ich landeten dabei im Pool, und das nutzte der mutierte Riesenkrake aus. Offenbar hatte er mit seiner Meisterin noch mehr Rechnungen offen, denn er ließ von mir ab, um der Monster-Lady mit einem einzigen Biss den Kopf vom Körper zu trennen.

Letztendlich konnte ich durch diesen Augenblick Ruhe den Riesenkraken mit Hilfe meines Ringes bezwingen. Leider entkam Sinitia wieder einmal durch die Hilfe ihres Mentors Fenrir, den wir wieder nur als eine übergroße Klaue erlebten.

¹ Siehe Clarissa Hyde Nr. 60 – „Hexenverdopplung“

² Siehe Clarissa Hyde Nr. 61 – „Die schwarze Allianz“

³ Siehe Clarissa Hyde Nr. 47 – „Im Labor der Roboterzombies“

So blieb uns nur noch, auch die beiden Riesenkraken in London durch eine eingebaute Selbstzerstörung aus der Ferne zu vernichten, während die norwegische Polizei inzwischen endlich eingriff und die restlichen Söldner und Terroristen einkassierte.

Das war jetzt zwei Tage her, wobei Terry und ich noch einen ganzen Tag in Norwegen blieben, um uns von den Strapazen zu erholen. Erst am nächsten Abend flogen wir dann über die Hauptstadt Oslo zurück nach London, doch zu einer Aussprache mit unseren Freunden kam es an dem Abend nicht mehr.

Professor Robson sollte intensiv forschen, denn es gab wichtige neue Erkenntnisse, und Tommy half ihm dabei. Und da auch Chefinspektor Tanner über alles informiert werden sollte und wollte, hatten wir uns für den nächsten Morgen verabredet, wo wir im Büro des Professors die Neuigkeiten besprechen wollten.

Über eine Stunde dauerte es, unsere Geschichten aus Frankreich und Norwegen zu erzählen, wobei wir genauso neugierig zuhörten, als Tommy von den Ereignissen aus London berichtete. Als wir schließlich fertig waren, war es Professor Robson, der als Erster eine Frage stellte.

„Gibt es denn inzwischen neue Erkenntnisse, wie es zu der Zusammenarbeit von den bösen Kräften kam? Ich finde es nämlich eher ungewöhnlich, dass so viele Dämonen gemeinsame Sache machen.“

„Ja, das ist es wohl auch. Ich habe gestern noch mit Harry Pike gesprochen, die Informationen aus dem Computer sind so weit ausgewertet, zumindest vorläufig. Wir haben auch noch in Norwegen etliches an Daten gefunden, so dass wir nun ein halbwegs gutes Bild von der ganzen Aktion haben“, antwortete ich, wobei mich meine Freunde neugierig anstarrten, und ich deshalb sofort weiter berichtete.

„Ausgegangen ist die ganze Aktion von diesem Professor Vincent Mago, über den wir sicher gleich noch ausführlicher sprechen werden. Er hat es irgendwie geschafft, Kontakt mit Lady Monster aufzunehmen und sie zu einer Zusammenarbeit zu überreden.“

„Wahrscheinlich warst du der Grund dafür, richtig?“, warf Professor ein.

„Ja, so stand es zumindest in den Unterlagen, ich kann es mir auch gut vorstellen. Doch zurück zu den Anfängen der Zusammenarbeit der bösen Mächte. Mit Hilfe von Mago wurden die Pläne mit den Roboterzombies und den Killerbienen umgesetzt, wobei ich nicht weiß, was er genau getan hat. Auch das Projekt mit den Killerkraken lief gut an, aber bei den Roboterwölfen hakete es.“

„Deshalb kam Sinitia dazu?“

„Ja und Nein. Zunächst nahm Mago Kontakt zu Fenrir auf, wie er das auch immer geschafft hat. Jedenfalls war Fenrir interessiert und sagte auch zu, seine Kräfte einzusetzen. Er wollte allerdings nicht hier bei uns in der menschlichen Welt aktiv werden, da er derzeit in Auseinandersetzungen mit einigen nordischen Göttern steckt.“

„Puh, das ist aber kompliziert, jetzt sind auch noch Götter mit im Spiel?“, warf der Chefinspektor ein, dem sichtlich der Kopf rauchte.

„Nicht direkt, aber sie stecken irgendwo im Hintergrund. Mit zwei von diesen nordischen Göttern, Loki⁴ und Baldur⁵ hatten wir ja bereits zu tun. Sie sind aber nur der Grund, dass sich Fenrir zurückhalten muss, sie haben nichts mit den ganzen Vorgängen zu tun. Jedenfalls versprach Fenrir bei der Entwicklung eines Wirkstoffes für die Erzeu-

⁴ Siehe Clarissa Hyde Nr. 48 – „Die Wikinger aus dem Teufelsmoor“

⁵ Siehe Clarissa Hyde Nr. 52 – „Kampf um den Hexenring“

gung der Roboterwerwölfe zu helfen und die Terroristen mit Hilfe seiner Magie von Ort zu Ort zu transportieren. So konnte uns Lady Monster in Frankreich in letzter Sekunde entkommen, genauso wie in den USA, als ihr Flugzeug abstürzte.“

„Und wie passt Sinitia da rein?“, wollte Tommy wissen.

„Kommt noch. Fenrir stellte eine Bedingung, er wollte, dass sein Schützling Sinitia befreit wird, ohne dass er dabei in Erscheinung treten muss. Dafür sollte die Königin der Werwölfe dann auch die noch nicht lebensfähigen Werwölfe zum Leben bringen, was ja leider auch geklappt hat. So kam es zu dieser schwarzen Allianz, wie Lady Monster sie selbst nannte, aus einer Terroristin, einem Hexenmeister, einer Werwölfin und dem Götterwolf.“

„Das ist alles harter Tobak. Und wer ist jetzt genau dieser Mago, wie passt der da rein?“, wollte Tanner wissen.

„Haben Sie recherchiert, um etwas über ihn heraus zu finden?“, fragte ich zurück.

„Ja, aber gefunden habe ich nicht viel. Er kam ungefähr eine Woche nach dem Unfall des früheren Parapsychologieprofessors nach England, mit einem portugiesischen Pass. In Zeiten der EU stellt das ja kein Problem dar, wobei das Kings College alles für ihn geregelt hat. Allerdings ist er schon nach ungefähr zwei Wochen wieder verschwunden, bis jetzt gibt es keine Spur von ihm.“

„Konnten Sie in Portugal etwas herausfinden?“

„Ich habe es versucht, aber man wollte in Portugal nicht so richtig mit der Sprache heraus. Ich bin sicher, dass man ihn kennt, aber sagen wollte man mir nichts dazu. Ich habe zwar angedroht, einen offiziellen Weg einzuschlagen und mich über die mangelnde Zusammenarbeit zu beschweren, aber das war dem Kollegen am anderen Ende der Leitung egal. Er sagte mir noch, es gäbe keine Informationen zu diesem Mann, für die portugiesischen Behörden gäbe es ihn nicht mehr.“

„Aber er hatte doch einen Pass, also gibt es ihn auch, oder?“

„Das habe ich auch angemerkt, hat aber nicht viel gebracht. Ein Vorstrafenregister hat er jedenfalls nicht, das konnte ich über Interpol erfahren, aber mehr auch nicht.“

„Danke, trotzdem, aber ein wenig habe ich so etwas schon erwartet. Dieser Mann ist wie ein Phantom, und sein Vorgehen hat ganz direkt mit mir zu tun, er will offenbar meinen Rubinring. Er meinte sogar, er wäre sein Eigentum, aus was für Gründen auch immer. Konnten Sie vielleicht etwas über ihn herausfinden, Professor Robson?“

„Nun, ich habe mich zusammen mit Tommy 1,5 Tage hier nahezu eingegraben und alle Bücher durchwühlt, um etwas über diese Person zu finden. Außerdem habe ich alle Kontakte angesprochen, die entweder Wissen oder andere alte Bücher haben.“

„Alte Bücher, wieso das? So alt ist er doch gar nicht, wenn ich das richtig verstanden habe?“, fragte der Chefinspektor natürlich auch nicht zu Unrecht.

„Das liegt daran, dass wir nicht nur diesen Mago suchen, sondern auch seine Vorfahren. Clarissa ist bei einer Reise in die Vergangenheit um 1799 in Griechenland auf zwei Magos getroffen, die sie gejagt haben, aber schließlich in einer anderen Dimension getötet worden sind.“⁶

⁶ Siehe Clarissa Hyde Nr. 19 – „Ich muss das Böse schützen“

„Aha, jetzt wird mir das klarer, auch wenn ich sonst nicht viel verstehe. Und, haben Sie etwas gefunden, Professor?“

„Wir haben damals nicht so viel gesucht, wir haben es für Zufall gehalten, doch jetzt wissen wir, dass es keiner war. Die Familie Mago jagt die Hydes schon seit vielen Hundert Jahren, aber leider habe ich nicht wirklich genaue Fakten ermitteln können. Es gab nur vage Andeutungen, weder Namen oder Jahreszahlen, und auch keine Motive. Immerhin wissen wir nun, dass Mago aus Portugal kommt, was ich allerdings auch so quasi schon herausgefunden hatte. Der Name Mago ist portugiesisch und bedeutet Magier oder Hexenmeister, und das ist er ja wohl. Leider konnte ich auch nicht herausfinden, welche Fähigkeiten er hat, nur vage Andeutungen über immense geistige Kräfte, mehr nicht.“

„Wir wissen, dass er Gedanken manipulieren kann, so ähnlich wie bei einer Hypnose. So hat er mich für eine Weile kontrolliert. Ich weiß aber noch, welchen gewaltigen Eindruck er auf mich gemacht hat, der kann bestimmt noch mehr“, fügte Terry hinzu, die Mago noch am besten von uns kannte.

„Das fürchte ich auch. Dieser Mann ist hochgradig gefährlich, wobei er offenbar auf einer Art Grenze zwischen Mensch und Dämon steht. Sein primäres Ziel ist mein Tod und der Ring, daher wird er es weiter versuchen.“

„Und was ist mit Sinitia?“, wollte Tommy wissen, der damals bei der ersten Jagd auf sie in Deutschland mit dabei war und sie noch gut kannte.

„Wir konnten leider nicht verhindern, dass Fenrir sie gerettet hat. Bestimmt hat er noch einiges mit vor.“

„Kann sie wirklich wieder laufen?“, wollte der Professor noch wissen.

„Wir haben sie nicht rennen sehen, aber aus eigener Kraft bewegen konnte sie sich. Nicht sehr schnell, noch etwas ungelenkt, aber sie kann ja üben. Bestimmt werden wir sie wiedersehen, und dann wird sie uns immer noch nicht mehr mögen als bisher.“

„Wir reden immer nur von Gefahren, immerhin sind wir mit den Terroristen und ihrer Anführerin eine große Gefahr los, wir sollten uns also ruhig etwas freuen“, schlug Tanner vor, der eine gewisse Niedergeschlagenheit trotz unseres Erfolgs spürte.

„Ich sehe das leider nicht ganz so optimistisch. Klar, wir haben einen großen Erfolg erungen, aber die Probleme sind dadurch nicht weniger geworden. Es gibt nämlich noch zwei Punkte, über die wir bisher nicht gesprochen haben.“

Meine Freunde starrten mich fragend an, das war für sie Neuland. Diese Informationen hatte ich noch gestern erst von der norwegischen Polizei erhalten, die auf einem der Computer gespeicherte Gespräche über Internetleitungen hinweg zwischen Mago und Lady Monster gefunden hatte. Terry hatte ich davon bereits berichtet, deshalb war unsere Stimmung auch nicht so euphorisch optimistisch.

„Nun erzähle schon, Clarissa, spanne uns nicht so auf die Folter!“, wies mich Professor Robson an.

„Es gibt zwei neue Erkenntnisse. Zum einen muss Lady Monster schon wieder neue Pläne entworfen haben, zumindest hat sie im Gespräch mit Mago so etwas angedeutet. Leider konnten wir bisher nichts dazu finden, daher ist zu befürchten, dass Mago sie hat.“

„Noch mehr so furchtbare Pläne wie die unsichtbaren Killer oder die Riesenbienen?“

„Laut den Andeutungen der Terroristin noch schlimmer.“

„Und was gibt es sonst noch?“

„Die beiden sprechen über eine neue Gefahr. Sie nennen sie eine neue Fraktion.“

„Neue Fraktion?“, wiederholte Tommy fragend.

„Ja, mehr weiß ich leider auch nicht. Offenbar hat jedenfalls die ganze Dämonenwelt Angst davor, oder zumindest einen gehörigen Respekt. Diese Fraktion will in unserer Welt Fuß fassen, oder sie hat es schon getan.“

„Und was bedeutet das für uns?“

„Wir müssen die Augen aufhalten, damit wir die Zeichen rechtzeitig erkennen und Gegenmaßnahmen einleiten können. Anscheinend ist diese neue Partei sehr mächtig und damit auch verdammt gefährlich.“

„Und ich hatte gehofft, dass wir heute auf unsere Erfolge anstoßen können, lassen wir die Sorgen von Morgen doch da, wo sie hingehören!“, schlug der Chefinspektor vor.

Er hatte, und damit waren die trüben Gedanken zunächst mal vom Tisch. Wir feierten einfach, dass wir alle Gefahren der letzten Tage überlebt hatten. Aber die neuen Bedrohungen schwebten bereits wie ein Damoklesschwert über uns, wobei wir leider nicht wussten, wann, wo und wie es herunterfallen würde.



Einige Tage waren seitdem schon wieder vergangen, und es war ein wenig Ruhe eingeleitet. Professor Robson hatte die ganze Zeit in seinen Wälzern über das Okkulte nach irgendwelchen Verbindungen zu oder Informationen über Vincent Mago gesucht, aber nur wenig gefunden. Ebenso wie meine eigene Familie waren die Magos wohl nicht so sehr auf viel Publicity erpicht gewesen.

Tommy half ihm dabei so gut es ging, aber er war auch frustriert, als wir uns an diesem späten Samstagnachmittag bei Terry im Appartement trafen.

„Und, Tommy, wieder nichts gefunden?“, wollte Terry von ihm wissen.

„Nein, wenn es nach den Büchern geht, scheint es die Magos so gut wie gar nicht gegeben zu haben.“

„So gut wie?“, fragte ich nach.

„Nun, wir haben ja etwas gefunden, aber nichts wirklich Brauchbares. Dabei bin ich mir sicher, dass es mehr über sie geben muss. Aber nicht in den Büchern, die Professor Robson hier hat. Er wollte aber demnächst noch mal in dein Schloss fahren, um dort in der Bibliothek zu suchen.“

„Hat er denn irgendwelche Hinweise, oder ...?“

„Nein, das macht ihn ja so nervös. Er weiß, dass dieser Mago ganz sicher eine Gefahr darstellt, aber er kann keine brauchbaren Informationen über ihn finden. Weder welche genauen Kräfte er hat, wie man ihn besiegen kann, oder warum er dich so hasst.“

„Du willst mir damit durch die Blume sagen, dass er sich Sorgen um mich macht?“

„Ja, du kennst ihn doch inzwischen, er möchte nicht, dass dir etwas passiert.“

„Ihr solltet jedenfalls mal einen Gang zurückschalten und euch nicht fertigmachen. Wenn es nichts in den Büchern gibt, werden wir anderweitig an die Informationen gelangen. Wahrscheinlich ist das alles nur eine Frage der Zeit.“

„Wenn es dann nicht zu spät ist?“

„Mit dem Risiko muss ich leben. Ich danke dir auf jeden Fall für deine Hilfe, daher wollte ich euch heute mal einladen.“

„Einladen? Und wohin?“

„Wie wäre es mit einer Pizza und hinterher Kino? Der neue Film mit George Clooney soll sehr gut sein.“

„Auf deine Kosten?“, fragte Tommy nach.

„Klar, habe ich doch gesagt. Wie sieht es aus?“

„Ich bin dabei, du auch, Terry?“

„Natürlich, das haben wir uns verdient. Ich meine das Abschalten, nicht das Einladen“, hauchte Terry noch hinterher, wobei ihr Gesicht eine leichte Rotfärbung aufwies, denn sie hatte sich mal wieder verplappert.

„Beides würde ich sagen. Lasst uns in Miracle Cinema fahren, da ist eine gute Pizzeria gleich nebenan, ok?“

Meine Freunde waren einverstanden, so fuhren wir mit der U-Bahn erst weiter ins Zentrum, das bekannteste Kinocenter der Stadt war nämlich nicht weit vom Piccadilly Circus entfernt.

Da die Vorführung erst um 20.15 Uhr begann, hatten wir noch genug Zeit für ein gemütliches Abendessen. Wir hatten viel Spaß dabei, das Essen schmeckte auch, und so hatte ich mal wieder ein paar Stunden, die ich richtig genoss. Es hatte mir gefehlt, einfach mal ohne Druck Zeit mit meinen Freunden zu verbringen. Meistens war ich zuletzt nur auf der Jagd nach Dämonen gewesen, und die Jagd auf gute Noten im Kings College war auch nicht viel angenehmer.

In guter Stimmung ging es ins Kino, wo wir zum Glück noch fünfzehn Minuten vor Beginn der Vorführung aufschlugen. Es war brechend voll, wie zu besten Zeiten von Starwars.

George Clooney war halt *In*, er war der Schwarm der meisten Frauen. Mein Typ war er nicht, aber ich mochte ihn dafür als Schauspieler. Es waren schon fast die letzten Karten überhaupt, die wir bekamen, noch im Rausgehen hörte ich, wie der Verkäufer potentielle Kunden auf die nächste Vorstellung vertrösten musste.

Im Kinosaal war es auch schon brechend voll, was ich nur erkennen konnte, weil das Licht noch eingeschaltet war, wenn auch leicht gedimmt. Der Saal war groß und bot bestimmt mehr als 250 Besuchern Platz, trotzdem waren schon fast alle Plätze besetzt. Natürlich wollten wir zusammensitzen, deshalb suchten wir verzweifelt nach drei zusammenhängenden freien Plätzen.

„Da, ganz vorne ist noch was frei“, stellte Tommy fest.

„Dann habe ich morgen wieder einen steifen Nacken“, antwortete Terry darauf.

„Sollen wir wieder gehen und uns den Film ein anderes Mal ansehen?“, schlug ich vor.

„Nein, nein, wann bekommen wir schon mal die Gelegenheit dazu. Setzen wir uns lieber schnell, bevor die drei Plätze auch gleich weg sind. Das Paar, das gerade hereingekommen ist, schaut auch schon so begierig in die Richtung.“

Wir folgten Terrys Vorschlag und nahmen die Plätze geschwind in Beschlag, Tommy in der Mitte. Auf dem Weg hatten wir uns noch mit etwas Cola und Popcorn eingedeckt, obwohl ich noch gar keinen Hunger wieder hatte. Aber das gehörte wohl doch irgendwie zu einem richtigen Kinoerlebnis dazu.

So stellte ich meine Sachen erst mal vor mir ab, denn vor uns befand sich eine kleine Bühne, auf der sich dann die Leinwand nach wenigen Metern anschloss.

„Immerhin ein Vorteil, wir haben ein wenig mehr Beinfreiheit“, stellte Tommy fest, während er die Beine ausstreckte und dabei so gerade noch die Bühne erreichte.

„Dann zieh die Quanten wieder ein, da kommt noch jemand!“, wies Terry ihn an, während ein weiteres Paar an uns vorbeigehen wollte. Sie hatten auch Glück, fanden noch ganz außen in der ersten Reihe zwei Plätze. Wahrscheinlich waren es die schlechtesten im ganzen Saal, aber immer noch besser als Stehen.

„Ruhe, es geht los!“, stellte Terry fest, die auf die Leinwand startete, wo sich die bisherige totale Schwärze nun ein wenig bewegte.

Und tatsächlich, die Schwärze wich und die ersten Bilder tauchten auf. Nicht vom Film leider, sondern zunächst gab es Werbung. Die Pizzeria von nebenan war dabei, aber auch Coca-Cola und mehrere Zigarettenproduzenten nutzten die Gelegenheit aus, das größtenteils junge Publikum anzusprechen.

Mich interessierte die Werbung wenig, ließ sie einfach an mir vorbeiziehen, wie viele andere auch. Inzwischen war die große Eingangstür geschlossen worden, so dass niemand mehr das Kinoerlebnis stören sollte. Ruhig war es zwar noch nicht, aber während der Werbung ließ sich das ertragen.

Es ging weiter mit mehreren Trailern zu anderen Filmen, die auch hier im Kino liefen oder noch kommen sollten. Es gab zunächst etwas über einen Film mit Drachen mit tollen Spezialeffekten und einen Science-Fiction-Film, zum Schluss noch einen Gruselfilm. Dabei ging es um Vampire und Werwölfe, was mich aber kaum reizte, denn damit hatte ich doch viel zu oft zu tun.

Die Trailer liefen nicht lange, und so konnte endlich der Hauptfilm beginnen. Leider dauerten die Credits des Films über drei Minuten, dafür waren sie aber wenigstens mit einer guten Musik und ein paar Animationen versehen. Erst als wir damit durch waren, begann der eigentliche Film und das Publikum wurde schlagartig ruhig.

Warum berichte ich eigentlich so ausführlich darüber? Was hat der Film mit dieser Geschichte zu tun? Eigentlich nicht so viel, aber es ist hilfreich, sich in die Atmosphäre hineinversetzen zu können, denn ganz plötzlich änderte sich etwas.

Der eigentliche Film lief vielleicht seit zehn Minuten, wobei auch noch nicht wirklich viel passiert war. Ich fühlte mich gut, doch von einer Sekunde zur nächsten blieb der Film einfach stehen.

Ich hörte noch ein Kratzen und Knacken, das man vielleicht von eigenen Filmvorführparaten kennt. Es klang aber auch ähnlich wie bei einer Schallplatte, die aus der Rille rutscht.

Etwas verwundert war ich, nur noch das Standbild vor mir zu sehen, eigentlich hatte ich mit einer digitalen Vorführung gerechnet, da konnte das doch gar nicht mehr vorkommen? Früher bei den alten Apparaten konnte das Band reißen, aber was war hier gerade passiert? War der Computer abgestürzt?

Ich konnte es nicht sagen, allerdings wunderte mich etwas. Ich hätte mit einem Sturm der Entrüstung gerechnet, oder zumindest mit der einen oder anderen Reaktion, doch nichts passierte. Überhaupt nichts, es war totenstill, seitdem der Film stehen geblieben war.

Was war hier los, wollte ich wissen und drehte mich daher zu Tommy um? Er saß noch neben mir, bequem und entspannt in seinem Sessel, doch sein Blick ging ganz starr nach vorne, wobei er sich überhaupt nicht rührte, nicht einmal zu atmen schien.



Ich bekam einen Riesenschreck, denn Tommys Gesichtsausdruck war absolut nicht normal. Zum Glück hatten wir durch das Licht von der Leinwand etwas mehr Helligkeit als hinten im Saal, so konnte ich mich gut umgucken.

Rechts neben mir sahen die Menschen genauso aus wie Tommy. Drei Mädchen saßen dort zusammen, die eben noch miteinander über den Hauptdarsteller geschwätzt hatten. Nun redeten sie nicht mehr, stattdessen hatten sie alle diesen seltsamen Ausdruck in ihren Gesichtern und starrten auf die Leinwand.

Was auch immer hier los war, da stimmte etwas nicht. War es ein Angriff von Dämonen? Waren sie hinter mir her, oder war es nur Zufall, dass wir hier waren und wieder mal in etwas hineingeraten waren? Ich wusste es nicht, aber ich fragte mich auch, ob ich etwas unternehmen sollte? Noch wusste vielleicht niemand, dass ich nicht erstarrt war.

Auf der anderen Seite wollte ich nach meinen Freunden sehen, deshalb stand ich auf, ging aber dabei in die Knie, um nicht so leicht entdeckt zu werden. So huschte ich rüber zu Terry, bei der ich das gleiche Phänomen vorfand, wie bei allen anderen.

Ich ergriff ihre Hand, sie war warm, wie sonst auch. Sicherheitshalber fühlte ich nach ihrem Puls und fand ihn. Auch die Atmung war vorhanden, allerdings alles etwas gemächlicher, so ähnlich wie in einem Schlafzustand. Aber wie konnten sie alle so schlafen, und was hatte sie in diesen Zustand versetzt?

Ich fühlte mich nicht gut, denn ich wusste nicht, was ich tun sollte. Die ganze Situation war so unreal, aber ich sollte schon bald eine Lösung bekommen. Gerade hatte ich mich aufgerichtet, als nur zwei Meter entfernt, aber noch kurz vor der Leinwand, ein weißes Leuchten zu erkennen war.

Ich glaubte erst daran, dass jemand den Fehler gefunden und repariert hatte, doch das Leuchten kam nicht von der Leinwand. Die Luft davor flimmerte, und das Flimmern wurde immer intensiver. Hier bekam ich die Lösung präsentiert und plötzlich verstand ich, denn vor mir tauchte ein großer, weißer Würfel auf.



Ich kannte diesen Würfel, er war mir schon oft begegnet. Er war ein Transportmittel zwischen Raum, Zeit und Dimensionen, mit dem ich schon mehrfach in die Vergangenheit, aber auch wieder zurück in meine Gegenwart gereist war. Und er gehörte einem Wesen, das ich ebenfalls gut kannte.

„Chronos!“, sagte ich, wobei meine Stimme sehr bestimmt geklungen haben musste, denn ein wenig regte mich sein Auftauchen bzw. das seines Würfels auf.

Wahrscheinlich brauchte er mich wieder, und das bedeutete Arbeit und Gefahren, obwohl ich mich so auf einen gemütlichen Kinoabend mit meinen Freunden gefreut hatte.

„Hallo, Clarissa“, hörte ich plötzlich die bekannte Stimme dieses seltsamen Wesens, das die Zeiten kontrollieren konnte.

„Muss das heute sein, Chronos? Ich wollte eigentlich nur einen schönen Abend verbringen.“

„Leider geht es nicht anders, ich brauche deine Hilfe.“

„Wie?“

„Begebe dich bitte in den Würfel, er bringt dich zu mir.“

„Und was ist mit meinen Freunden und den anderen Menschen?“

„Sie werden so verharren, bis du wieder zurück bist. Keine Sorge, sie werden nichts bemerken, denn ich habe die Zeit angehalten.“

„Ich würde aber meine Freunde gerne mitnehmen, sie könnten mir helfen.“

„Ich weiß, aber es geht diesmal nicht. Diese Aufgabe musst du ganz alleine erledigen, demnächst werden sie dich auch mal begleiten können.“

„Du kennst schon meine nächsten Aufgaben? Die liegen doch in der Zukunft?“

„Du weißt doch, ich kontrolliere die Zeit, also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

„Ja, sorry, ich vergaß. Also in den Würfel?“

„Bitte, Clarissa. Er bringt dich zu mir.“

„Okay“, antwortete ich noch, während ich erst noch mal meine Bluse gerade zog, die Jacke in die Hand nahm und mir meine feuchten Handflächen am Sitz abwischte.

So nervös wie noch vor wenigen Minuten war ich nicht mehr, aber zuversichtlich schaute ich auch nicht gerade in die nähere Zukunft. Es war immer gefährlich, wenn Chronos etwas von mir wollte. Bisher hatte ich immer überlebt, wahrscheinlich wusste Chronos auch vorher, wenn mir wirklich etwas passieren würde. Aber würde er mir das dann auch vorher sagen?

Ich wusste es nicht, und so wollte ich mir nicht zu viele Gedanken zu dem Thema machen. So wie ich meinen seltsamen Freund kannte, würde er es mir ohnehin nicht erzählen. Er tat halt immer sehr geheimnisvoll.

Mein Blick glitt noch mal nach links und rechts, doch einen Weg in Form einer Treppe, um auf die kleine Bühne zu gelangen, entdeckte ich nicht. Daher enterte ich die Bühne so, indem ich mich rückwärts hochwuchtete, so dass ich auf ihr sitzen konnte. Sie war

einigermaßen sauber, so dass ich das riskieren konnte, ohne meine Kleidung zu ruinieren.

Auf dem Weg zum Würfel nahm ich noch einen letzten Schluck Cola zu mir, dann stand ich vor dem weißlich schimmernden Objekt, das ungefähr meine Größe hatte. Meine Gedanken gingen automatisch kurz an meine letzten Abenteuer mit dem Würfel zurück, aber daran wollte ich jetzt eigentlich nicht denken. Ich wollte wissen, was Chronos von mir wollte, daher machte ich auch den letzten Schritt in den Würfel hinein.



Die Reise mit dem Würfel war irgendwie immer gleich, um mich herum schimmerte das Licht in verschiedenen Farben, wobei das Weiß des Würfels alles dominierte. Zu erkennen war leider nichts, so dass ich nie sehen konnte, wo ich gerade war. Wäre mal eine andere Zeitreise gewesen, wichtige Momente der Geschichte im Würfel live und in erster Reihe mitzerleben.

Eigentlich wäre das mal ein netter Service, denn das Fernsehprogramm im Würfel war zwar bunt und auch ein wenig abwechslungsreich, aber nicht wirklich spannend. So war ich glücklich, als meine Reise schon nach eher kurzer Zeit endete und sich der weiße Würfel um mich herum auflöste.

Ich konnte etwas erkennen, allerdings musste ich meine Augen mit der rechten Hand abdecken, weil es sehr hell war. Es war aber kein künstliches Licht wie im Kino, sondern der ganz normale Schein einer kräftigen, wärmenden Sonne.

Es dauerte einen Augenblick, bis sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten und ich mehr erkennen konnte. Direkt im Licht der Sonne sah ich eine Person, die auf mich wirkte, wie ein Engel mit Heiligenschein, da sie so vom Sonnenschein angeleuchtet wurde. So falsch war diese Bezeichnung vielleicht gar nicht, auch wenn ich wusste, dass Chronos kein Engel war.

Ja, es war Chronos, der Hüter der Zeit. Schon mehrfach hatte ich mit ihm zu tun gehabt, doch nur selten hatte er sich mir als reale Person gezeigt. Das lag wohl vor allem daran, dass er kein Mensch war, sondern nur aus Energie bestand, wie er mir erklärt hatte.

Heute jedenfalls zeigte er sich so, wie ich ihn kannte. Ein sehr alter Mann, der sich mit Methusalem messen konnte und trotzdem vom Alter her für mich völlig undefinierbar war. Dazu kamen das weiße Haar und der weiße Bart, der bis zur Brust des Mannes reichte.

Bekleidet war er wieder nur mit einer langen Toga, mehr Kleidung war nicht an ihm zu erkennen. Er wirkte ein wenig wie Laurence Olivier in den alten griechischen Sagenfilmen, wie er den Göttervater Zeus verkörpert. Für mich war nur schwer zu sagen, wer von ihnen mächtiger war, Zeus oder Chronos, der sich ja der Hüter der Zeit nannte.

„Ich grüße dich, Clarissa Hyde“, sprach er mich an, woraufhin ich nur nickte.

„Es tut mir leid, dich stören zu müssen, aber ich habe wieder einmal eine Aufgabe für dich, die nur du erledigen kannst.“

„Um was geht es?“

„Werde ich dir erzählen, doch komme doch bitte zu mir und schau dich um, es lohnt sich.“

Ich wusste nicht so recht, worauf er anspielte, aber ich vertraute Chronos, daher tat ich ihm den Gefallen. Bisher hatte ich aufgrund der Helligkeit nicht viel von der Umgebung mitbekommen, doch das änderte sich nun.

Über mir befand sich ein wolkenloser Himmel, gleichzeitig kam mir auch die Luft sehr angenehm vor, nicht so verdreht, wie sie es im Moloch London meistens war. Es war dafür trotz der scheinenden Sonne nicht heiß, aber der Grund dafür ließ sich schnell erkennen.

Ich stand auf einem Berg. Nicht so wahnsinnig hoch, als befände man sich auf einem Achttausender, es war eher ein großer Hügel. Es war aber keine kleine Spitze, wo ich stand, sondern mehr ein Plateau, das ungefähr 20 x 20 Meter groß sein mochte.

Ein paar Meter entfernt erkannte ich sogar einige Autos auf einem Parkplatz, auch Menschen, die sich allerdings genauso wenig bewegten, wie es die Besucher aus dem Kino zuletzt getan hatten. Ich versuchte zu erkennen, was die Menschen getan haben, bevor sie einfroren, offenbar schauten sie einfach in die Gegend oder lasen etwas auf zwei großen Tafeln.

Na ja, sie hatten es zumindest versucht, jetzt standen sie still. Es war auch kein Geräusch zu hören, außer meinem eigenen Atem, wobei ich ja wusste, dass Chronos als Energiewesen selbst nicht atmen musste.

Nun wollte ich aber mehr sehen, denn bisher hatte ich hinter mich und um mich herumgeschaut, nun ging ich auf Chronos zu und schließlich an ihm vorbei, als er mir Platz machte. Und nun verstand ich endlich.

Der Ausblick war atemberaubend. Ich befand mich wirklich auf einem größeren Hügel, wobei ich nur schlecht schätzen konnte, wie hoch ich mich befand, wahrscheinlich waren es nur einige wenige Hundert Meter.

Unter mir befand sich auf jedem Fall eine unglaublich schöne Landschaft. Da waren Felder, grüne Wiesen, kleine Seen und das ganze durchzogen von mehreren kleinen Flüssen. Auch einige andere Steinformationen konnte ich sehen, die meisten deutlich kleiner als dieser Berg, auf dem wir standen.

Etwas weiter weg, aber auch nur wenige Kilometer, sah ich ein großes Gewässer, von dem ich nicht wusste, was es war. Ein See, ein Meer, oder doch ein Ozean? Mein Gefühl sagte mir, dass es ein Ozean war, obwohl ich das nur raten konnte, jedenfalls war nirgendwo ein Ende der Wassermengen zu entdecken.

Aber auch Menschen lebten hier, denn ich sah Häuser und kleinere Siedlungen, jeweils etwas weiter entfernt auch kleine Städte, wobei mich das Ganze ein wenig an die Highlands erinnerte. Es war wunderschön, aber wo befand ich mich?

„Gefällt es dir, Clarissa?“, fragte mich Chronos, der wohl erkannte hatte, dass ich mich an dem Anblick satt gesehen hatte, wenn das überhaupt ging.

„Ja, es ist eine tolle Aussicht. Sie erinnert mich an meine Heimat, aber vielleicht ist es hier sogar noch ein wenig schöner.“

„Das freut mich, denn ich wollte dir das hier zeigen, bevor ich dich auf deinen Auftrag schicke.“

„Aber was hat es damit auf sich, ich verstehe nicht so ganz?“

„Keine Sorge, ich werde es dir erzählen. Du möchtest bestimmt zunächst wissen, wo wir uns befinden, richtig?“

„Ja, das wäre schon nett zu wissen.“

„Wir befinden uns auf der südlichen Erdhalbkugel, deshalb scheint hier auch die Sonne, denn wir haben einen späten Vormittag. Genauer gesagt stehen wir auf dem Berg Te Mata in Neuseeland. Und wir sind noch nicht durch die Zeit gereist, wir befinden uns noch in der Gegenwart.“



Das waren gleich zwei Überraschungen, damit hatte ich nicht gerechnet. Okay, Neuseeland hatte genau wie Australien zum Commonwealth und damit zu Großbritannien gehört, das ist aber eigentlich schon länger her. Heute war es ein eigenständiges Land, wenn es auch noch starke Beziehungen zur alten Heimat gab.

Meine Gedanken gingen auf Wanderschaft, sie suchten nach Informationen über dieses Land. Ich war noch nicht dort gewesen, der australische Kontinent war absolutes Neuland für mich. Im Fernsehen hatte ich viel über Neuseeland gesehen, und so langsam kamen die Erinnerungen zurück.

Es gab zwei Inseln, wobei das Wetter auf beiden Inseln trotz der geringen Entfernung voneinander ganz unterschiedlich sein konnte. Ein Skigebiet und ein Badestrand innerhalb von 100 Kilometern waren hier ganz normal. Von der atemberaubenden Schönheit der Insel hatte ich mich selbst bereits überzeugen können, die Bilder erinnerten mich nun auch wieder an die Dokumentationen, die ich gesehen hatte.

Was wusste ich noch? Die Leute waren sehr nett hier, sagte man, die Landessprache war englisch, aber es gab auch noch andere Sprachen, vor allem unter den Ureinwohnern, die Maori genannt wurden. Und noch etwas gab es hier, Schafe, Schafe und noch mehr Schafe, mehr als Menschen sogar.

Es war schön, dass Chronos mir die Zeit gab, was aber auch ein gutes Stichwort war. Wir befanden uns in der Gegenwart, das war ungewöhnlich. Meistens hatte er mich direkt in die Zeit zurück transportiert, wo etwas zu erledigen war. Doch hier wollte er offenbar etwas Spezielles von mir, und das wollte ich herausfinden.

„Es ist gut, dass du fragst, Clarissa, ich werde dich einweihen, soweit es geht“, wonach er eine kurze Pause machte, aber dann direkt wieder fortsetzte.

„Also, wir befinden uns in Neuseeland, genauer gesagt auf der Nordinsel. Wenn du weit nach links schaust, kannst du Hastings sehen, die nächste Stadt, ein Stück weiter kommt Napier, für neuseeländische Verhältnisse eine Großstadt. Um die Städte geht es aber nicht, sondern um den Berg. Er heißt Te Mata, und er ist der Grund dafür, dass du hier bist.“

„Der Berg?“, fragte ich etwas spöttisch, als ich gleichzeitig an einem Film dachte, bei dem Männer auf unserer Insel versucht hatten, einen Hügel durch das Aufschaukeln von

Erde zu vergrößern, damit er zu einem Berg wurde. Doch das hatte bei Chronos wohl weniger im Sinn.

„Ja, es geht um den Berg, ihn gab es nämlich nicht immer. Und du wirst in diese Zeit zurückreisen, als es den Berg noch nicht gab.“

„Das müsstest ja Millionen von Jahren sein, schließlich dauert es lange, bis sich so ein Hügel bildet? Oder ging es schneller, durch einen Vulkanausbruch oder ein Erdbeben?“

„Nicht so schnell, Clarissa. Ich werde dir wieder nicht alle deine Fragen beantworten, aber ich werde dir sagen, was wichtig für dich ist.“

„Okay, dann leg los!“

„Es geht nicht so weit zurück, wie du vermutet hast, aber doch einige Jahrhunderte. Damals war Neuseeland noch nicht von den Europäern entdeckt worden, und die Maori lebten hier in der Gegend, wobei es verschiedene Stämme gab, die mal gut, mal weniger gut miteinander zurechtkamen. Aus dieser Zeit stammt eine alte Legende, in der es um eine unerfüllte Liebe und diesen Berg hier geht. Du wirst nun in diese Geschichte hineinstolpern und sie hoffentlich zum richtigen Ende führen.“

„Was ist das richtige Ende?“

„Das wirst du selbst herausfinden müssen.“

„Und was meinst du mit hoffentlich?“

„Ich weiß, dass du erfolgreich sein wirst, aber vielleicht habe ich schon zu viele eurer menschlichen Floskeln angenommen.“

„Gib aber nicht mir die Schuld“, grinste ich ihn an, wobei wir uns in diesem Moment durchaus auf einer Wellenlänge befanden, auch wenn wir sonst so unterschiedlich waren.

Chronos lächelte zurück, wobei er mich auch fragend anblickte, denn er wollte mich auf den Weg bringen. Ich hätte ihn gerne noch mehr gefragt, zu meiner Aufgabe, zu dieser Gegend, vor allem zu dieser Legende, aber er hätte mir ohnehin nichts mehr verraten. Daher nickte ich und sagte die für ihn wichtigen Worte.

„Okay, bringen wir es hinter uns. Ich möchte zumindest noch den Rest von dem Film sehen, für den ich bezahlt habe.“

Chronos lächelte erneut, irgendwie war es doof, wenn einer alles wusste, und ich so gut wie gar nichts. Aber egal, denn eine kurze Handbewegung ließ wieder den altbekannten Würfel erscheinen, der mich schon Sekunden später wieder auf eine Reise durch die Zeiten mit sich nahm.



Diesmal dauerte die Reise auch wieder etwas länger, wobei mich mein Zeitgefühl auch betrügen konnte, es konnte in dem Würfel leicht verloren gehen. Jedenfalls löste sich der Würfel wieder um mich herum auf und ich konnte mich umsehen, und darauf war ich neugierig.

Diesmal stand ich nicht auf einem Hügel, sondern mitten in einer halbwegs flachen Landschaft. Felder gab es hier keine, dafür mehr Bäume noch und grüne Wiesen. Einen kleinen Bach konnte ich auch erkennen, und hinter mir war nur wenige Hundert Meter entfernt das Meer, bzw. der Pazifische Ozean.

Zwar sah die Landschaft anders aus, als ich sie kannte, aber gleichzeitig sah sie dem Neuseeland von heute noch so ähnlich, dass ich nur dort sein konnte. Gerne hätte ich jetzt auch von dem Hügel Te Mata in die Runde geschaut, aber der Berg war nirgends zu sehen.

Das war keine zu große Überraschung, schließlich ging es um ihn und seine Entstehung. Ich hatte auch nicht den Eindruck, dass er in dieser Landschaft noch fehlen würde, aber irgendwie musste er ja bald entstehen, wobei ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, wie das passieren könnte.

Für mich stellte sich die Frage, wohin ich mich wenden sollte? Die Stadt Hastings würde es noch nicht geben, das hatte ich aus den Andeutungen von Chronos entnehmen können. Europäer gab es außer mir hier noch nicht, also nur die Ureinwohner Neuseelands, die Maori. Aber wo konnte ich sie finden?

Eine Siedlung oder zumindest einzelne Menschen konnte ich aus meiner Position heraus nicht entdecken, aber ich wollte welche finden. Da es keine konkreten Anhaltspunkte gab, wollte ich das tun, was in einer unbekanntem Umgebung immer gut ist. Nämlich dem Wasser folgen.

Menschen aus allen Zeiten haben sich immer in der Nähe von großen Wassermengen niedergelassen, denn Wasser brauchte man zum Trinken, war aber auch wichtig für Handel, den Fischfang und vieles mehr. Der kleine Bach würde dabei nicht mein Ziel sein, ich wollte am Meer entlanggehen, denn schließlich war Neuseeland auch bekannt für den Fischfang und seine exzellente Fischzubereitung.

Weit war es nicht bis zum Meer, schon wenige Minuten später stand ich an einer Steilküste, wo es wirklich senkrecht bergab ging. Auch hier gab es keine Ansiedlung, dieser Ort wäre dafür auch nicht wirklich geeignet gewesen. Aber bestimmt gab es hier auch Küstenstriche, die nicht so ähnlich wie die Küste vor Dover aussahen, darauf wollte ich hoffen.

Mein Blick glitt nach oben, zur Sonne, um mich zu orientieren. Da ich wusste, dass wir uns an der Ostküste der Nordinsel Neuseelands befanden, konnte ich anhand des Standes der Sonne herausfinden, wo Norden sein musste. Dorthin wollte ich mich wenden, irgendwo musste ja jemand zu finden sein.

Die Sonne hatte mir auch gesagt, dass es noch recht früh sein musste. Es war fast noch kühl, zumindest im Schatten der Bäume. Nur in der vollen Sonne war es schon warm genug, wobei ich die Zeit auf ungefähr 9 Uhr am Morgen schätzte. Das konnte ein langer Tag werden, dachte ich mir noch so, als ich mich wieder auf den Weg machte, am Meer entlang Richtung Norden.

Nach und nach wurde die Küste flacher, aber nur sehr langsam. Noch immer gab es hier keine Siedlung, aber wenn sich der Trend fortsetzte, musste ich bestimmt nicht mehr lange warten. Mehr als eine halbe Stunde war ich jetzt schon unterwegs, bisher war das Programm von Chronos Air meistens etwas spannender gewesen als dieser Ausflug bisher. Ich wollte mich aber auch nicht zu sehr beschweren, denn ich war gleichzeitig auch nicht wirklich in der Stimmung, um mein Leben kämpfen zu müssen.

Immer wieder glitt mein Blick auch in die Umgebung, ich konzentrierte mich nicht nur auf das Meer und die Küste. Einmal erkannte ich einen Fluss, so weit weg, dass er fast am Horizont für mich war. Kurz überlegte ich, ihm zu folgen, aber ich wollte meinen ursprünglichen Plan weiter fortsetzen.

Im Landesinneren erkannte ich inzwischen eine Steinform, überhaupt gab es immer kleine Hügel, die mich so ein wenig an die Kulissen aus den deutschen Karl-May-Filmen der 60er-Jahre erinnerten. Beide waren beeindruckend, aber meine Freude über die schöne Natur fand ein jähes Ende.

Nur vielleicht einen halben Kilometer entfernt hörte ich zunächst das laute Poltern, Sekunden später erkannte ich auch die herab kullernden Steine und den dicken Staub, der gleichzeitig die normale Luft verdrängte.

Es war ein Steinschlag oder ein kleiner Bergrutsch sogar, an der Flanke von einem dieser Hügel. An sich nicht weiter schlimm oder aufregend, doch mit dem Poltern der ersten Steine hatte ich auch einen menschlichen Schrei genau aus dieser Richtung gehört. Dort war jemand in Gefahr, daher gab es nun kein Halten mehr für mich.



Es war eher ein dummer Zufall gewesen, dass Clarissa noch nicht auf eine Ansiedlung getroffen war, sie hatte sich nämlich genau die falsche Richtung ausgesucht. Nur etwas mehr als einen Kilometer in die entgegengesetzte Richtung lag das Dorf Pakipaki.

Mit etwas mehr als 200 Einwohnern war es schon eine größere Ansiedlung, denn die meisten Menschen lebten in Neuseeland um diese Zeit eher in Großfamilien zusammen. In Pakipaki hatten sich mehr Menschen zusammengeschlossen, um eine stärkere Einheit zu bilden, und auch die Aufgabenteilung wurde hier erfolgreich praktiziert.

In erster Linie waren die Menschen Fischer, Ackerbau wurde nur wenig betrieben. Und um 200 Menschen zu versorgen, mussten viele der Männer aufs Meer hinausfahren, um Fische zu fangen.

Die Frauen kümmerten sich gleichzeitig um die Kinder, einige sammelten auch Früchte oder Wurzeln aus der näheren Umgebung, so dass es dem Dorf recht gut ging, auch wenn man weder große Vorräte anhäufen noch einen eigenen Besitz entwickeln konnte. Die meisten anderen, kleineren Dörfer waren schlechter dran, trotzdem war vor allem das Dorf Pakipaki darauf aus, seinen Vorteil auf Kosten der anderen weiter zu vergrößern.

Schon mehrfach hatte das Dorf andere Ansiedlungen überfallen oder einzelne Menschen entführt, um Lösegeld in Form von Waffen, Werkzeugen oder Nahrungsmitteln zu erpressen. Dementsprechend unbeliebt waren seine Einwohner in der näheren Umgebung.

Verantwortlich dafür war vor allem der Häuptling Prakuwaku, der in erster Linie an sein eigenes Wohl dachte und sich inzwischen auch Reserven zurückgelegt hatte, wenn es mal einen besonders schlechten Winter geben sollte. Er hatte aber auch erkannt, dass es gut für ihn war, wenn es seinen Leuten gut ging, so profitieren schließlich doch alle von seiner niedrigen Moral.

Dabei war ihm ein Dorf ein besonderer Dorn im Auge, nämlich das Maoridorf, welches nur vier Kilometer entfernt ins Landesinnere lag, die Gegend wurde Heretaunga genannt. Die Bewohner nannten ihr Dorf Waimarama und betrieben weniger Fischfang und hatten sich deshalb an einer Süßwasserquelle niedergelassen. Mit Hilfe des kostbaren Wassers konnten sie Ackerbau betreiben, so dass sie vom Fischfang mehr oder weniger unabhängig waren.

Die Techniken dieser Menschen begeisterten Prakuwaku, sie ängstigten ihn aber auch. Schon seit Jahren versuchte er, das Dorf zu überfallen, aber bisher hatte sich nie eine richtige Gelegenheit gegeben. Das lag vor allem an dem Anführer der gegnerischen Krieger.

Te Mata war sein Name, ein Berg von einem Mann, der die Idealbesetzung für einen Herkules in einem Film gewesen wäre. Alleine schon seine Statur flößte seinen Feinden eine Heidenangst ein, so dass es bisher immer nur zu kleinen Kämpfen gekommen war, mit normalen Mitteln war Te Mata definitiv nicht zu besiegen.

Die Gier Prakuwakus nahm aber jeden Tag weiter zu, er wollte unbedingt Te Mata besiegen und das Wissen der Konkurrenten entweder auf sein Dorf übertragen oder es für alle Zeiten vernichten. Doch wie konnte man den Helden Te Mata vernichten, denn nur über ihn führte der Weg dazu?

Deshalb hatte der Häuptling an diesen Tag auch am frühen Abend einen Kriegsrat einberufen. Der Schamane war dabei, der Wortführer der Fischer, der stärkste Kämpfer und sein Adjutant und die Dorfälteste. Sie hörte auf den Namen Kuia und war die intelligenteste Person im Dorf, das wurde selbst vom Häuptling anerkannt.

Mehr als eine halbe Stunde war jetzt schon diskutiert worden, aber bisher hatte die Gruppe noch keine zufrieden stellende Lösung gefunden. Deshalb machte der Häuptling noch einmal einen Versuch, seine Kämpfer für seinen Plan zu motivieren.

„Ich verstehe eure Zweifel nicht, wir müssen es doch schaffen können. Unsere Kämpfer sind besser ausgestattet und viel erfahrener, sie kämpfen damit ungefähr doppelt so gut wie andere Krieger. Und außerdem haben wir fast doppelt so viele Kämpfer, damit müssen wir doch diese Waimarama besiegen können?“

„Ich gebe dir Recht, Prakuwaku, aber du vergisst Te Mata. Er ist so stark und Furcht einflößend, dass die Hälfte seiner Gegner gleich die Flucht ergreifen wird, und ich kann sie verstehen. Ich habe ihn kämpfen sehen, er könnte es alleine mit einem ganzen Stamm aufnehmen.“

„Aber er ist nicht unbesiegbar, auch er hat seine Schwächen, oder teilst du die Angst deiner Soldaten?“

„Nein, natürlich nicht. Wenn du es verlangst, würde ich mich Te Mata alleine stellen, aber wahrscheinlich würde ich diesen Kampf verlieren. Und in einem offenen Kampf gegen ihn würden wir Unmengen von wichtigen Männern verlieren, die wir woanders dringend brauchen.“

„Ja, im Fischfang. Wir schaffen jetzt kaum unsere Tagesaufgaben, weil so viele meiner Fischer sich auf einen Kampf vorbereiten sollen“, warf der Fischer ein.

„Verdammt, so kommen wir nicht weiter. Wir müssen Te Mata aus dem Weg räumen.“

„Aber auch da müssen wir vorsichtig sein, denn er hat schon oft anderen Dörfern geholfen und ist überall sehr beliebt. Wenn wir ihn offen angreifen, bringen wir vielleicht alle

Dörfer der Umgebung gegen uns auf, das könnte fatal für uns enden“, ergänzte der Adjutant, dem man auch den Respekt vor Te Mata ansehen konnte.

„Was bleiben uns dann noch für Optionen? Wir können weder das Dorf noch Te Mata direkt angreifen, aber ich will nicht, dass dieses Dorf weiterwächst, es wird zu einer Bedrohung, selbst für uns. Vielleicht kommt Te Mata irgendwann sogar auf die Idee, uns anzugreifen, was dann?“

Niemand der Anwesenden wusste eine Antwort auf diese Frage. Es war wohl allen klar, dass dies nicht passieren würde, die Waimarama und ihr Anführer Te Mata waren für ihre Friedfertigkeit bekannt und beliebt, aber man konnte ja dem eigenen Häuptling nicht gut widersprechen. So dauerte es auch eine Weile, bis Prakuwaku selbst wieder das Wort ergriff und sich diesmal an die Erfahrenste in der Runde wandte.

„Kuia, du warst bisher sehr ruhig, hast du keinen guten Vorschlag, wie wir das Problem lösen können?“

„Hmmm, ich sehe das Problem eigentlich nicht, aber ich kenne dich, Prakuwaku. Du wirst erst zufrieden sein, wenn du die Waimarama besiegt hast, also helfe ich euch dabei, eine Möglichkeit dazu zu finden.“

Kuia liebte dramatische Auftritte, sie sprach nur wenig, dann aber sehr bedeutungsvolle Worte. Nach einer kurzen Pause, in der man eine Stecknadel hätte fallen hören können, sprach sie schließlich weiter.

„Manchmal können die Wege einer Frau die Auswirkungen der Dunkelheit überwältigen.“

Die Worte waren wie Nadelstiche gewesen, das war jedem klar, aber niemand hatte sie verstanden. Schließlich war es der Häuptling selbst, der eine Erklärung einforderte und sie auch bekam.

„Te Mata ist ein junger Mann, stark, intelligent und eigentlich jeder schwierigen Lage gewachsen. Doch er ist noch unverheiratet, und darin könnte seine Schwäche liegen. Frauen können ihren Männern den Rücken stärken, aber sie können auch ihre größte Schwäche werden.“

„Das verstehen wir, aber was schlägst du vor? Wir können ja nicht warten, bis Te Mata eine Frau findet, oder?“, warf der Häuptling ungeduldig ein.

„Natürlich nicht. Wir bieten ihm eine Ehefrau an, machen ihm ein Angebot, welches er nicht ablehnen kann.“

„Und wo findest du eine solche Frau?“

„Du kennst sie gut, es ist deine Tochter Hinerakau!“



Das war eine Überraschung für Prakuwaku, damit hatte er überhaupt nicht gerechnet. Er sollte seine Tochter Hinerakau an dieses Monstrum von Mann vergeben? Eigentlich undenkbar, aber je länger er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm der Gedanke.

„Aha, ich verstehe. Meine Tochter soll ihn zugrunde richten, damit er uns nicht mehr bekämpfen kann. Eine gute Idee.“

„Eine schlechte Idee, denn du hast mich noch nicht verstanden. Wir bieten ihm zwar deine Tochter zur Frau an, aber sie wird ablehnen, da bin ich mir sicher. Das ist aber nicht schlimm, das kannst du ihr sagen. Wir werden Te Mata sagen, dass er drei Aufgaben verrichten muss, um ihr Herz zu gewinnen. Nur wenn er dies schafft, wird Hinerakau auch seine Gemahlin.“

„Und wenn er die Aufgaben schafft, was machen wir dann? Wir haben doch dabei nichts gewonnen, oder? Außerdem, wenn er meine Tochter heiratet, wird er vielleicht sogar Häuptling beider Stämme und setzt mich ab.“

„Nein, denn selbst Te Mata wird diese Aufgaben nicht schaffen können, da bin ich mir sicher. Er wird dabei sterben, aber niemand wird uns die Schuld dafür geben. Vielleicht ergeben sich die Waimarama hinterher sogar kampflös, jedenfalls werden sie kein ernst zu nehmender Gegner mehr sein.“

„Das ist gut, das gefällt mir. Aber wie machen wir weiter?“

„Du sprichst jetzt mit Hinerakau, damit sie einverstanden ist, dass wir Te Mata dieses Angebot unterbreiten. Dann begeben wir drei uns zusammen zu den Waimarama und reden mit Te Mata. Bestimmt wird er einverstanden sein, sobald er Hinerakau das erste Mal sieht. Alles Weitere wird sich ergeben.“

„Ja, das machen wir so. Ich spreche sofort mit Hinerakau, dann können wir schon morgen deinen grandiosen Plan in die Tat umsetzen, ha, ha.“



Häuptling Prakuwaku ließ nicht viel Zeit vergehen, um seiner Tochter von Kuia's Plan zu berichten. Dazu musste er nur in seine Unterkunft, wo seine Tochter dabei war, das Abendessen zuzubereiten.

Ihre gemeinsame Unterkunft war eine Mischung aus Hütte und Zelt, immer noch ein wenig mobil, allerdings doch etwas stabiler bei schlechtem Wetter. Die Ausstattung war nicht prunkvoll, sondern sehr schlicht, nur die eine oder andere Trophäe deutete an, dass hier jemand lebte, der wichtig war.

Da Hinerakaus Mutter bei der Geburt gestorben war, hatte sich Prakuwaku ganz alleine um die Erziehung seiner Tochter kümmern müssen, was auch ganz gut funktioniert hatte. Hinerakau war die Frau im Haus, und ihr Vater versuchte auch die Mutter zu ersetzen. Wenn er etwas nicht konnte, wurde er von Kuia unterstützt.

Die Beiden hatten ein sehr gutes Vertrauensverhältnis, und Hinerakau hätte fast alles für ihren Vater gemacht. Doch trotz ihrer 17 Jahre war sie schon recht erwachsen und hatte auch ihren eigenen Kopf, so dass Prakuwaku von ihrer Reaktion enttäuscht wurde.

„Nein, niemals mache ich da mit!“

„Aber, Hinerakau, das ist die Chance, endlich diese verdammten Waimarama zu erledigen. Du weißt doch, wie wichtig das für uns wäre? Ich bin bereit dieses Opfer zu bringen, und du bist schließlich meine Tochter.“

„Aber ich heirate keinen Mann, den ich überhaupt nicht kenne. Ich suche mir meinen Mann selber aus.“

„Das kannst du ja auch, du musst ihn gar nicht heiraten. Kuia wird Te Mata unmögliche Aufgaben stellen, die er gar nicht erfüllen kann. Wir können ihn so aus den Weg schaffen, das wäre unheimlich wichtig für uns.“

„Und du bist sicher, dass er die Aufgaben nicht erfüllen kann?“

„Kuia ist sich sicher, und ihr kannst du doch vertrauen? Und ich würde dir doch nie schaden, oder, schließlich bin ich dein Vater?“

„Ja, da hast du Recht. Und was hast du jetzt konkret vor?“

„Wir gehen morgen zusammen mit Kuia ins Dorf der Waimarama und reden mit Te Mata, dann sehen wir weiter. Hoffentlich springt er darauf an.“

„Und wenn nicht?“

„Dann gehen wir wieder und überlegen uns einen neuen Plan.“

„Aha, und was soll ich jetzt dabei genau tun?“

„Du machst dich besonders hübsch, das hilft bestimmt, Te Mata zu überzeugen.“

„Hmmm, in Ordnung, das schaffe ich. Wann machen wir uns auf den Weg?“

„Gleich nach dem Sonnenaufgang, dann sind wir noch am frühen Vormittag bei den Waimarama. Ich freue mich schon darauf, denn der Plan ist gut.“

„Ich bin mir da noch nicht so sicher, aber wir werden sehen.“



So schnell es ging legte ich die Distanz bis zu der Felsformation zurück, die sich gerade leicht transformiert hatte. Dicker Staub lag in der Luft, so dass ich nichts erkennen konnte. Stattdessen musste ich husten, als ich auch in den Vorhang aus Staub, Erde und Dreck eindrang.

Zunächst wollte ich noch rufen, doch der Staub nahm mir die Luft, daher verkniff ich mir das und versuchte, den Mund geschlossen zu halten. Zu sehen war zunächst so gut wie gar nichts, doch nach und nach wurde es besser.

Offenbar hatte sich ein großer, vorstehender Felsbrocken gelöst und dabei alles mitgenommen, was sich im Weg befunden hatte. Konnte das jemand überlebt haben? Ich hatte zwar den Schrei gehört, aber die Person musste den Steinschlag nicht überlebt haben. Der große Brocken, der nun vor mir lag, war garantiert ein potentieller Killer.

Wo sollte ich suchen? Wie konnte ich helfen? Leider hatte ich keine Schaufel oder noch bessere Hilfsmittel aus meiner Zeit. Ich konnte nur mit bloßen Händen arbeiten. Aber einfach so drauflos graben, das machte auch wenig Sinn.

Zwar lagen um mich herum die Reste der Lawine mindestens kniehoch, doch glaubte ich nicht daran, dass jemand darunter noch am Leben war. Daher wollte ich eher mal in der Nähe des großen Brockens suchen, der ungefähr die Ausmaße eines kleinen Lieferwagens hatte.

Dazu musste ich über die Reste stolpern, was mir mehr schlecht als recht gelang, schon nach kurzer Zeit hatte ich an beiden Beinen Schürfwunden von spitzen Steinen, die sogar durch meine Jeans gedrungen waren.

Ein anderes Problem war, dass jederzeit eine weitere Lawine losgehen konnte. Ein Blick nach oben hatte mir verraten, dass ein anderer großer Stein offenbar einen Teil der Lawine aufgehalten hatte, doch die gewichtigen Massen auf ihm konnten ihn jederzeit in die Knie zwingen.

Trotzdem wollte ich nicht das Weite suchen. Solange noch ein Fünkchen Hoffnung bestand, jemandem helfen zu können, wollte ich es versuchen. Aber ich musste mich beeilen, deshalb nahm ich auch nicht viel Rücksicht auf meine eigene Sicherheit.

Einige unsichere und schmerzhaft Schritte später hatte ich den großen Brocken erreicht und konnte endlich um ihn herum sehen. Auch hier waren Steine aufgeschlagen, aber nicht ganz so viel, wie auf der anderen Seite, und das war ein Glück, denn ich sah zwei Füße unter dem Schutt hervorragen.



Ich bekam Angst um die fremde Person, doch ich wurde gleich beruhigt, die beiden Füße bewegten sich. Leider war der ganze Körper unter Unmengen von Schutt begraben, so dass sich der Fremde nicht befreien und nur die Füße ein wenig bewegen konnte. Das Gewicht drückte ihn zu Boden und ließ ihm keine Chance, sich aus eigener Kraft zu befreien. Zwar bemühte er sich unter offenbar gewaltigen Kraftanstrengungen, aber das alleine reichte nicht, denn die Kraft verpuffte ohne Wirkung nach oben.

„Warte, ich helfe dir!“, rief ich und legte auch die letzten Meter zurück, bis ich endlich neben dem Fremden stand.

Eine Antwort bekam ich nicht, aber offenbar war ich verstanden worden, was für mich zwar immer wieder ein Rätsel war, aber dafür sorgte Chronos. Der Fremde rührte sich nicht mehr, so konnte ich anfangen, zunächst einige kleine Felsbrocken zu entfernen. Ich begann dabei mit dem Kopf, denn ich fürchtete, dass der Fremde ersticken könnte.

Die Sorge war wohl auch berechtigt, aber ich schaffte es schnell, den Kopf so frei zu legen, dass ich den schweren Atem des Mannes hören konnte, während er wenig später mit einem ungesund klingenden Husten fortsetzte.

Bestimmt brauchte er was zu trinken, aber ich hatte auch nichts dabei, meine Cola stand im Kino. Daher war es zunächst wichtiger, ihn aus seiner Falle zu befreien, denn ein Blick nach oben verhieß immer noch nichts Gutes.

Die kleinen Brocken waren kein Problem für mich, doch schließlich blieb ein Findling von den Ausmaßen eines übergroßen Basketballs übrig. Ich wusste nicht, ob ich mir das zutrauen konnte, aber ich musste es versuchen.

Bestimmt habe ich in diesem Augenblick keinen besonders attraktiven Eindruck gemacht, verdreht, blutend, mit zerrissener Kleidung und einen viel zu schweren Brocken hochhebend. Ich keuchte, ich ächzte und stöhnte, meine Hände schienen unter der Belastung zu zerplatzen, aber ich schaffte es.

Zehn Zentimeter neben dem Fremden ließ ich den Brocken fallen, der zum Glück weiter wegrollte und damit keine Gefahr mehr darstellte. Er hatte auf dem Rücken des Mannes gelegen, und sofort hörte ich, wie er noch tiefer Luft holte, offenbar hatte das Gewicht ihn doch stark beeinträchtigt.

Gerne hätte ich mich ausgeruht, doch jederzeit konnte der restliche Berg runterkommen, daher machte ich sofort weiter, egal wie atemlos ich war.

„Los, hoch, wir müssen hier weg!“, schrie ich den Fremden an und zog gleichzeitig an ihm.

Erst jetzt merkte ich, wie groß er war, bestimmt über zwei Meter lang, muskulös und kräftig gebaut. Er half zum Glück auch mit und kam langsam wieder zu Kräften, so dass ich ihn nicht komplett mitschleifen musste, was ich auch wahrscheinlich gar nicht geschafft hätte.

Mehrfach stöhnte er beim Gehen, was auch wieder nur ein Stolpern war. Ich hatte seinen rechten Arm über meine Schulter gelegt und zog ihn so mit mir, wobei das Gewicht mich fast zu Boden drückte, so schwer war er. Doch mit jedem Schritt wurde es besser, und wir kamen schneller voran. Drei, vielleicht auch vier Meter waren wir von dem großen Brocken ungefähr schon entfernt, als ich das verräterische Knirschen hinter mir hörte.

Ich konnte mich nicht umdrehen, aber ich ahnte, was es damit auf sich hatte. Der Felsen gab unter seinem Gewicht nach, und in der nächsten Sekunde würden die Steinmassen auch auf uns hinunter regnen.



Am nächsten Morgen begaben sich Häuptling Prakuwaku, seine Tochter Hinerakau und die weise Kuia schon früh zusammen mit zwei mit Speeren bewaffneten Bewachern auf den Weg in Richtung Dorf der Waimarama. Die Sonne war gerade erst aufgegangen und es war noch empfindlich kühl, denn Neuseeland war ja auch schon immer für seine großen Temperaturunterschiede bekannt.

„Mir ist kalt“, stöhnte Hinerakau auch schon nach weniger als einem Kilometer zurückgelegter Strecke.

„Du hast schon eine Decke, das müsste doch reichen“, antwortete ihr Vater, der allerdings auch fror.

„Tut es aber nicht.“

„Dann gehe schneller, dann wird dir auch warm.“

„Ich finde, dass das alles eine doofe Idee ist, wir hätten doch auch später losgehen können, so weit ist es doch nicht.“

„Ich möchte es aber hinter mich bringen. Möchtest du nicht auch wissen, wie dein zukünftiger Ehemann aussieht?“, antwortete Prakuwaku, wobei er ein hinterhältiges Grinsen aufsetzte.

Hinerakau antwortete nicht mehr mit Worten, sondern nur mit einem leichten Gurren, woraufhin das Gespräch beendet war.

Der kleine Trupp kam gut voran, und schon nach einer knappen Stunde befanden sie sich in der Nähe des Dorfes der Waimarama, wo sie von einem Wache haltenden Mann gestoppt wurden.

„Halt, was wollt ihr hier?“, rief er den ihm unbekanntem Menschen aus sicherer Entfernung zu.

„Wir möchten mit eurem Krieger Te Mata sprechen, ist er da?“

„Nein, er ist schon sehr früh aufgebrochen.“

„Können wir vielleicht auf ihn in eurem Dorf warten?“

„Wenn ihr eure Waffen ablegt, ja, die Gastfreundschaft ist uns heilig.“

„Natürlich machen wir das, wir haben schließlich absolut friedliche Absichten.“

Die Wache nahm diese hintergründige Aussage zur Kenntnis, reagierte aber nicht weiter darauf. Die beiden Begleiter von Häuptling Prakuwaku gaben ihre Waffen dem Wächter, der die Gruppe daraufhin bis ins Dorf begleitete, wo sie vom Häuptling, dem Vater von Te Mata empfangen wurden.

„Prakuwaku, sei willkommen in unserem Dorf, wenn du friedliche Absichten hast.“

„Die habe ich.“

„Das war in letzter Zeit selten der Fall, wenn ich das mal so ausdrücken darf?“

„Das darfst du, mein Freund, aber ich habe mich geändert. Bisher habe ich mir genommen, was ich wollte, ohne dabei an Andere zu denken. Aber ich habe eingesehen, dass es besser wäre, mit den Anderen zusammen zu arbeiten, denn gemeinsam sind wir stärker.“

„Das ist loblich, auch wenn es mich überrascht.“

„Hast du es mir nicht zugetraut?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, fällt mir allein schon der Gedanke daran schwer. Aber ich werde der Letzte sein, der deine neue Lebenseinstellung kritisieren wird, im Gegenteil. Ich werde sie fördern, so gut es mir möglich ist. Doch du wirst sicherlich nicht nur hier sein, um mir von deinem Wandel zu berichten, oder?“

„Natürlich hast du Recht, ich verfolge ein konkretes Ziel damit. Darf ich dir meine Tochter Hinerakau vorstellen, sie ist mein ganzer Stolz?“

Gleichzeitig schob Kuia ihre Schülerin Hinerakau nach vorne, nachdem sie sich bisher nur im Hintergrund gehalten hatte. Nun konnte jeder im Dorf die Häuptlingstochter ansehen und ihre überwältigende Schönheit erkennen.

Hinerakau war von Kuia sehr schön zurechtgemacht worden, so dass der Schmuck und etwas dezentes Make-up die Schönheit der jungen Frau noch verstärkten. Ein Raunen ging dabei durch die anderen Waimarama, denn die junge Frau war viel hübscher als jede Frau aus ihrem Dorf.

Auch Te Hatan, so der Name des Häuptlings, erkannte sofort die strahlende Schönheit der jungen Frau, nur war er schon zu alt oder schon alt genug, um nicht nur auf das Äußere zu achten. Trotzdem fand er die richtigen Worte.

„In der Tat, du kannst stolz auf deine Tochter sein, sie ist eine wahre Schönheit. Jeder Mann wäre froh, sie in seine Hütte führen zu dürfen.“

„Und genau deshalb bin ich hier. Meine Tochter hat schon so viele Geschichten von deinem Sohn Te Mata und seine Heldentaten gehört, so dass sie sich in ihn verliebt hat, ohne ihn je gesehen zu haben. Ihr Verlangen, ihn endlich kennen zu lernen, wurde so stark, dass wir nun heute vor dir stehen.“

„Aha, du hast also so viel von meinem Sohn gehört?“, wandte sich Te Hatan an Hinera-kau und schaute ihr dabei genau ins Gesicht.

„Ja, selbst bei uns im Dorf wird viel von seinen Heldentaten erzählt, deshalb wollte ich ihn unbedingt kennen lernen“, antwortete die junge Frau, wobei sie nicht einmal log, denn auch sie war natürlich neugierig auf den großen Helden.

„Gut, aber ich muss eure Neugier zügeln, denn mein Sohn ist heute schon früh aufgebrochen, wir rechnen erst in einigen Stunden wieder mit seiner Rückkehr.“

„Vielleicht dürfen wir solange bei euch verweilen, bis er wiederkommt? Ich würde mich auch sehr dafür interessieren, wie ihr euer Leben bestreitet, eventuell könnte daraus in der Zukunft mal eine fruchtbare Zusammenarbeit entstehen.“

„Das wäre möglich und wünschenswert. Wir waren schon immer bereit, unser Wissen und unsere Erfahrungen mit anderen zu teilen. Darf ich dich und deine Tochter durch unser Dorf führen, auch wenn wir wahrscheinlich nicht viel haben, was für dich interessant sein dürfte?“

„Es wird bestimmt für mich interessant werden, ich freue mich schon sehr darauf.“

Häuptling Te Hatan wollte gerade noch etwas sagen, als plötzlich einer der Männer aus dem Dorf laut etwas in die Runde rief.

„Te Mata kommt schon zurück, und es muss etwas mit ihm passiert sein!“



Ich holte noch mal alle Reserven aus meinem Körper heraus, zog den schweren Mann mit mir und warf mich schließlich mit ihm im Schlepptau nach vorne.

Keine Sekunde zu spät, denn hinter uns krachte das Geröll zu Boden. Einige große Stücke der Felsnase landeten genau dort, wo Te Mata vorher verschüttet worden war, doch auch unser ganzer Weg war gepflastert mit unangenehm großen Felsbrocken. Uns selbst war nichts mehr passiert, denn bis zu uns waren nur einige ganz kleine Abpraller gekommen, und natürlich der dichte Staub.

Wieder war kaum etwas zu sehen, und wahrscheinlich lag schon eine so dicke Staubschicht auf meinem Gesicht, dass selbst meine Freunde mich nicht wiedererkannt hätten.

Dem Fremden ging es nicht anders, und er atmete auch immer noch schwer. Kein Wunder, denn da hatte doch ein recht heftiges Gewicht auf seinem Rücken gelegen. Aber er lebte, und das allein zählte.

Beide mussten wir uns noch etwas erholen und blieben auf dem ehemals mit Gras bedeckten Boden liegen, der sich jetzt unter einer Schicht aus Steinen, Erde und Staub befand. Schließlich war es der Fremde, der sich als Erster wieder rührte, um sich zu mir umzudrehen.

Er wollte etwas sagen, doch mehr als ein Krächzen war zunächst nicht zu hören. Erst im zweiten Versuch kamen Worte heraus, die ich aber erst noch nicht verstand. Ich lächelte ihn daher an, und er lächelte zurück.

Der Mann war groß, ich schätzte ihn auf 2,20 Meter. In meiner Zeit gab es ja immer mal ein paar Basketballspieler in der Größe, doch für die Zeit, in der ich mich jetzt befand, musste das eine extreme Ausnahme sein.

Außerdem war er sehr kräftig, denn ich konnte unter seiner Kleidung das Spiel seiner Muskeln erkennen, wenn er sich bewegte. Bekleidet war er mit einem Umhang aus Tierfellen und improvisierten Sandalen als Schuhe, offenbar war ich doch weit in die Vergangenheit zurückgereist.

Sehr weit entwickelt waren die Menschen hier noch nicht, für diesen Mann musste ich ein absolutes Mysterium sein. Ich trug Jeans, eine Bluse, feste Schuhe und war bestimmt für die damalige Zeit überdurchschnittlich groß. Außerdem hatte ich ihm das Leben gerettet, was als Beginn für eine Freundschaft eine gute Basis sein sollte.

Inzwischen hatten wir uns beide etwas erholt, doch ich wollte dem Fremden den ersten Schritt lassen. Und er machte ihn, indem er sich erhob. Sofort fiel mir seine extreme Größe noch mehr auf, denn er stand genau in der Sonne und warf einen beachtlichen Schatten, in dem ich nun lag. Man hätte als Frau nun auch Angst bekommen können, doch ich fürchtete mich nicht vor diesem Mann, und ich hatte auch wirklich keinen Grund dafür.

In diesem Augenblick hielt er mir nämlich beide Hände hin, um mich hoch zu ziehen, was ich gerne annahm. Er brauchte auch nur einen Ruck, um mich wie eine Puppe auf die Beine zu ziehen, was mir noch einmal zeigte, wie kräftig der Unbekannte war.

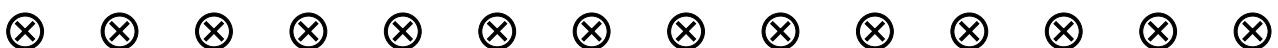
„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll“, sagte er plötzlich zu mir, und endlich auch so, dass ich ihn verstehen konnte.

Ich wusste es auch nicht, daher sagte ich zunächst einmal nichts und wartete ab, was weiter geschehen würde.

„Danke, ich danke dir. Du hast mir das Leben gerettet. Ich stehe für immer in deiner Schuld.“

„Mach dir mal darüber keine Gedanken, das habe ich gerne gemacht.“

„Ich werde es dir nie vergessen, und ich begleiche meine Schulden immer. Doch zunächst sollte ich mich vorstellen, mein Name ist Te Mata, ich bin der Sohn von Te Hatan, dem Häuptling der Waimarama.“



Ich konnte zunächst nicht glauben, was ich da hörte. Te Mata? So hieß doch der Berg, auf den mich Chronos geführt hatte. Wie konnte das sein? Wo war der Zusammenhang? War der Berg nach diesem jungen Mann benannt worden, der in seiner Zeit bestimmt ein Held war?

Ich wusste es nicht, aber ich musste wohl eine seltsame Reaktion gezeigt haben, denn er sprach mich direkt darauf an.

„Kennst du meinem Namen ...?“

„Wie kommst du darauf?“

„Du machtest gerade einen solchen Eindruck, aber vielleicht habe ich mich auch getäuscht.“

„Nein, wahrscheinlich nicht. Ich habe ihn schon mal gehört, denke ich. Es freut mich, dich kennen zu lernen. Mein Name ist Clarissa“, war meine Antwort, wobei ich den Nachnamen wegließ, der Vorname war wahrscheinlich schon ungewöhnlich genug für ihn.

Und tatsächlich, schon sprach er mich darauf an.

„Ein schöner Name, aber ich habe ihn noch nie gehört.“

„Danke, ich bin auch nicht von hier.“

„Von wo kommst du? Es muss weit weg sein, denn du trägst so seltsame Kleidung. Solche, wie ich sie noch nie gesehen habe. Aus welchem Tier ist sie gemacht? Woher hat sie diese Farbe, oder gibt es bei euch blaue Tiere? Ich bin etwas verwirrt, entschuldige bitte.“

„Klar, das ist auch nur normal. Ich komme von weit weg, wir machen unsere Kleidung auch anders, als ihr das hier tut. Aber es würde dich nur noch mehr verwirren, wenn ich dir alles darüber erzählen würde. Erzähle mir doch lieber etwas von dir, was hast du hier gemacht?“

„Ich habe nach Vogeleiern gesucht, sie sind eine Delikatesse bei uns. Leider ist ausge-rechnet in diesem Moment der Felsen heruntergekommen, das war wohl Schicksal. Aber das Schicksal meinte es auch wieder gut mit mir, denn es hat dich zu mir geschickt.“

„Glaubst du an ein Schicksal?“

„Ja, mein Volk ist überzeugt, dass alles für uns vorherbestimmt ist. Das ganze Leben und auch der Tod. Wir können uns nur so gut wie möglich bemühen und unserem Leben dazwischen einen Sinn geben. Glaubst du nicht an das Schicksal?“

„Ich glaube eher daran, dass man etwas an seinem Leben verändern kann, wenn man sich nur stark genug bemüht.“

„Ich verstehe. Dann sollten wir uns vielleicht jetzt so weit verändern, dass wir uns in mein Dorf begeben. Dort können wir unsere Wunden reinigen und verbinden lassen, uns waschen und uns stärken.“

„Ist es weit?“

„Nein, wir sind in kurzer Zeit bereits da, das Dorf befindet sich nicht weit hinter dem Hügel dort vorne.“

Te Mata deutete dabei in Richtung einer kleinen Hügelkette, die nur ungefähr zwei Kilometer entfernt war. Das würde sich machen lassen, außerdem war ich mir sicher, dass es richtig war, in seiner Nähe zu bleiben.

„Einverstanden, ich folge dir.“

„Das freut mich.“

Wir gingen langsam, denn uns taten kräftig die Knochen weh, auch wenn sich Te Mata das so wenig wie möglich anmerken lassen wollte. Eigentlich wären wir beide ein Fall für einen Arzt gewesen, doch die Ausstattung mit Krankenhäusern war um diese Zeit in Neuseeland noch nicht so gut.

Jedenfalls schafften wir den Weg, wobei wir uns über das eine oder andere unterhielten. Obwohl Te Mata ein Muskelprotz war, konnte man nicht die üblichen Vorurteile auf ihn übertragen. Er wirkte sogar recht intelligent, zumindest so weit, wie ich das beurteilen konnte.

Es macht Spaß sich mit ihm zu unterhalten, so dass wir schon nach wenigen Minuten eine kleine Freundschaft geknüpft hatten. Doch jeder Weg nahm ein Ende, und so sahen wir schon bald die ersten Hütten vor uns auftauchen.

Da wir von einem Hügel herabstiegen, hatte ich einen guten Überblick über das Dorf und konnte mir somit einen ersten Eindruck verschaffen. Das Dorf bestand aus ungefähr 50 Hütten, die in etwa kreisförmig um einen zentralen Platz angeordnet waren. Da sich direkt neben dem Dorf ein Fluss und auf einer Seite eine Felswand befanden, lag es gut geschützt und einfach ideal.

Ich fragte mich, in welchem Jahr ich mich befand, vor oder nach Christi Geburt, ich konnte es nicht sagen? Wirklich Hinweise darauf bekam ich nicht, denn ich kannte die Entwicklung der neuseeländischen Bevölkerung so gut wie gar nicht. Mein Eindruck war allerdings, dass wir uns noch lange vor Christi Geburt befanden. Aber bei dieser Vermutung musste ich es belassen, danach fragen konnte ich niemanden.

Was mir allerdings auffiel, war der Aufruhr im Dorf. Nahezu alle Menschen mussten in der Dorfmitte zusammengekommen sein und hatten sich um mehrere Personen versammelt. Sie machten auf mich den Eindruck, Fremde zu sein, das bekam ich auch wenig später vermittelt.

„Mein Sohn, was ist passiert?“, rief uns einer der Männer besorgt entgegen, dem ich sofort eine gewisse Ähnlichkeit mit Te Mata bescheinigen musste.

„Ein Felsrutsch, aber diese junge Frau hat mich gerettet. Wir sollten sie mit den gebührenden Ehren empfangen und ihr unsere Gastfreundschaft anbieten“, antwortete der Häuptlingssohn.

„Das werden wir tun, doch zunächst haben wir Besuch, mit dem du dich befassen solltest, sie sind extra deinetwegen zu uns gekommen“, antwortete Te Hatan anerkennend in meine Richtung nickend, doch die anderen Gäste gingen zunächst mal vor.

„Ich freue mich, dich kennen zu lernen, Te Mata. Man hört auch bei uns im Dorf viele Geschichten von deinen Heldentaten“, begann Prakuwaku das Gespräch.

„Sie sind übertrieben, aber es freut mich trotzdem. Du bist Häuptling Prakuwaku von den Pakipaki, nicht wahr?“

„Ja, das stimmt. Woher kennst du mich?“

„Ich habe schon öfter mal gegen deine Krieger gekämpft, wenn sie andere Dörfer oder Familien angegriffen haben. Verletzte, die wir anschließend gepflegt haben, haben mir von dir berichtet.“

„Ich bin aber nicht hier, um Krieg zu führen, das soll ein Ende haben. Ich komme in friedlicher Absicht, quasi als Bote meiner Tochter.“

Dabei deutete er auf seine Tochter, die hinter ihrem Vater stand und nun nach vorne trat. Ihr Liebreiz und ihre Schönheit blendeten auch den jungen Te Mata sofort, der seine Augen nicht mehr von ihr lassen konnte.

„Meine Tochter Hinerakau hat sich unsterblich in dich verliebt, und ich bin hier, um für euch einen Bund fürs Leben zu schmieden.“

„Oh, ja. Deine Tochter ist wunderschön. Die Haut ist weich und eben, die Haare schwarz wie die Nacht und die Augen blau wie das Meer. Du ehrst mich sehr, indem du sie mir zur Frau anbietest.“

„Die Sterne haben uns vorhergesagt, dass diese Beziehung unseren beiden Dörfern nur Glück und eine gute Zukunft bringen wird, aber sie haben eine Prüfung noch davor bestimmt.“

„Eine Prüfung?“

„Ja, insgesamt drei Aufgaben warten auf dich, die ein normaler Mann kaum schaffen kann, aber vielleicht kannst du es. Die weise Kuia aus unserem Dorf hat die Sterne gedeutet und alles vorbereitet. Wenn du die Aufgaben erfüllst, steht einer Vermählung nichts mehr im Weg.“

„In Ordnung, fangen wir an!“

„Mein Sohn, überdenke das vielleicht noch einmal“, warf Te Hatan ein, der durch seine Lebenserfahrung die niederen Absichten Prakuwakus durchschaute oder zumindest erahnte.“

„Es gibt Aufgaben zu erledigen, das werde ich tun. Wenn ich damit Hinerakaus Herz gewinnen kann, umso besser. Wann geht es los?“

„Ich würde vorschlagen, morgen in der Frühe. Du bist verletzt, und wir wollen ja, dass du die Aufgaben auch bewältigen kannst, nicht wahr?“

Ich konnte nicht sagen, ob nur ich den leicht hinterhältigen Ton in Prakuwakus Stimme heraushören konnte, wahrscheinlich Te Matas Vater auch. Doch während er seinen Sohn schon vergeblich gewarnt hatte, wollte ich es später noch mal versuchen. Allerdings machte ich mir wenig Hoffnung, ihn umstimmen zu können. Männer halt.

„In Ordnung, dann geht es morgen los. Seid meine Gäste für den Tag und die Nacht, bevor wir mit den Aufgaben beginnen! Euch wird eine Hütte vorbereitet, so dass es euch an Nichts fehlen wird. Clarissa, dich würde ich gerne mit in mein Zelt nehmen und meinen Eltern vorstellen.“



So passierte es dann auch. Te Mata und sein Vater unterhielten sich angeregt mit mir, auch wenn ich bezüglich meiner Herkunft viele Fragen sehr ausweichend beantworten musste. Gleichzeitig verband seine Mutter unsere Wunden, wobei es Te Mata deutlich schwerer erwischt hatte. Eigentlich hätte er die Aufgaben noch gar nicht annehmen sollen, weil er nicht im Vollbesitz seiner körperlichen Kräfte war.

„Ach, Clarissa, ich weiß es auch. Aber man erwartet von mir, die Aufgaben zu erfüllen, also werde ich es tun. Bisher habe ich auch immer alles geschafft, was zu machen war.“

„Die Aufgaben werden diesmal aber wahrscheinlich deutlich schwerer zu erledigen sein. Vielleicht sind sie sogar unmöglich.“

„Wieso sollten sie unmöglich sein? Hinerakau will mich doch heiraten, da nützt es ihr wenig, wenn ich tot bin.“

„Ich wäre mir da nicht so sicher. Ich kenne diesen Prakuwaku nicht, aber ich fürchte, er hat Hintergedanken.“

„Da muss ich Clarissa beipflichten, ich mache mir auch Sorgen. Zum einen halte ich Prakuwaku nicht für vertrauenswürdig, egal wie viel er von seinen neuen Plänen erzählt. Natürlich muss ich trotzdem als guter Gastgeber und Nachbar so tun, als ob ich ihm glauben würde. Zum anderen bin ich mir nicht sicher, ob Hinerakau die Richtige für dich ist, mein Sohn. Gewiss, sie ist eine strahlende Schönheit, aber auf die inneren Werte kommt es an. Und die sind bei Clarissa bestimmt viel eher gegeben, wenn ich das mal so sagen darf“, fügte Te Hatan hinzu.

Te Mata antwortete nicht, sondern schaute mich nur an, wobei ich wohl auch leicht rot geworden bin. Daher musste ich auch schnell eine Antwort geben, bevor ich auf der Stelle mit Te Mata verlobt wurde. Er war zwar sicherlich ein toller Mann, aber ich wollte schließlich nicht hier in der Vergangenheit bleiben, meine vordringlichen Aufgaben lagen in der Gegenwart.

„Danke für das Kompliment, aber das können wir gleich ausschließen. Ich werde schon sehr schnell wieder fortmüssen, so sympathisch ihr mir auch alle seid.“

Für eine weitere Phase herrschte Ruhe, bevor Te Mata wieder etwas sagte.

„Ich danke euch, dass ihr alle euch so viele Sorgen um mich macht, aber mein Vater weiß auch, dass ich meinen Weg gehen muss und gehen werde. Das ist mein Schicksal. Ich habe Aufgaben zu erfüllen, mit denen ich das Herz einer wunderschönen Frau gewinnen kann, das werde ich versuchen.“

„Wir werden dir nicht im Weg stehen, aber du solltest höchste Vorsicht walten lassen. Ich traue Prakuwaku überhaupt nicht, er hat sicherlich Hintergedanken. Ich würde dich gerne begleiten und dir helfen, aber ich bin dafür zu alt“, antwortete Te Hatan und brachte mich damit auf eine Idee.

„Te Mata, mir kommt da eine Idee. Bisher hat niemand gesagt, dass du die Aufgaben ganz alleine erledigen musst. Ich würde dich gerne begleiten und dir zur Seite stehen.“

„Das freut mich, Clarissa, aber ich fürchte, ich kann dein Angebot nicht annehmen. Ich würde dich dadurch vielleicht in große Gefahr bringen, das möchte ich nicht. Ich stehe noch in deiner Schuld, die möchte ich begleichen und nicht weiter erhöhen.“

„Wenn du in meiner Schuld stehst, dann kann ich mir doch wünschen, dass ich dich begleiten darf, oder? Und ich glaube, dass ich dir wirklich eine Hilfe sein kann. Ich bin

kein so geübter Kämpfer wie du, aber ich kann mich wehren. Ich habe schon oft gegen das Böse gekämpft und bisher meistens gesiegt.“

Te Mata überlegte noch, deshalb sprang sein Vater mir bei.

„Ich finde das gut, und ich bin mir sicher, dass Clarissa dir eine Hilfe sein kann. Schließlich hat sie dir schon mal das Leben gerettet.“

„In Ordnung, ich bin einverstanden. Natürlich habe ich dich gerne an meiner Seite, Clarissa, wir werden uns zusammen an den Aufgaben versuchen. Und nun würde ich dir gerne unser Dorf zeigen, wenn es dich interessiert?“

„Oh, ja, sehr gerne.“



Der restliche Tag verlief ereignislos, wir gingen auch früh ins Bett, denn am nächsten Tag ging es schon sehr früh los. Wir hatten einen ganz erheblichen Weg bis zum Ziel der ersten Aufgabe vor uns.

Es waren mehr als 10 Kilometer Fußmarsch, schätzte ich, bis wir dann endlich da waren. Unterwegs hatte sich Te Mata zunächst vorwiegend mit mir unterhalten, doch ich hatte ihn schließlich zu Hinerakau geschickt, schließlich wollte er sie durch das Lösen der Aufgaben für sich gewinnen.

Offenbar unterhielten sie sich ganz gut miteinander und ich bekam so langsam den Eindruck, dass dies vielleicht doch keine Falle, sondern eher eine gute Sache war. Was mir weniger gefiel war, dass Kuia und Prakuwaku immer wieder miteinander tuschelten und dabei auch nicht belauscht werden wollten. Ich konnte es nicht ändern, so nahm ich es hin. Aber ich wollte vorsichtig bleiben.

Gegen Mittag kamen wir unserem Ziel endlich näher, wobei sich auch die Gegend verändert hatte, sie wurde felsiger. Um uns herum standen immer mehr Felsformationen und Hügel, vor uns lag zusätzlich noch eine kleine Gebirgskette, bestehend aus aber nicht so wahnsinnig hohen Bergen, eher großen Hügeln.

Hier in der Nähe lag irgendwo das Ziel, von dem weder Te Mata noch ich etwas Genaueres wussten. Von einer Höhle hatte die alte Kuia gesprochen, mehr war uns nicht bekannt. Gerne hätte ich schon etwas erfahren, aber Kuia wollte uns erst hier einweihen. Und das war nun so weit, denn sie deutete unseren Begleitern an, das waren die beiden Krieger Prakuwakus und zwei aus Te Matas Stamm, anzuhalten.

„So, wir sind da!“, stellte sie fest und deutete dabei auf die Bergkette links vor uns.

„Dort befindet sich in einer Nische eine Höhle. In dieser Höhle wohnt eine Zauberin, eine böse Hexe. Sie wird von verschiedenen Dämonen bewacht und vernichtet jeden, der ihre Höhle betritt. Deine Aufgabe, Te Mata, ist es, die Hexe zu vernichten und mir einen Beweis für ihren Tod zu bringen.“

„In Ordnung, aber ich werde nicht alleine gehen. Clarissa möchte mich begleiten, oder spricht etwas dagegen?“

Kuia und Prakuwaku schauten sich an, dann sahen beide auch auf Hinerakau, als ob sie die Entscheidung treffen sollte. Offenbar dachte sie auch ernsthaft nach und schwankte hin und her, bis sie schließlich nickte.

„Ihr wartet dann hier auf uns, einverstanden?“

„Ja, wir bewegen uns dort in den Schatten, da befindet sich auch eine kleine Quelle, an der wir uns erfrischen können. Wenn du erfolgreich warst, werde ich dir dort mitteilen, was deine zweite Aufgabe ist, Te Mata.“

Damit war unser gemeinsames Gespräch beendet, und wir konnten uns auf den Weg zur Höhle machen. Kaum waren wir außer Hörweite, sprach ich meinen Freund auf die Aufgabe an.

„Te Mata, das ist eine verdammt harte Aufgabe, vielleicht ist sie sogar nicht zu schaffen. Du musst sehr vorsichtig sein.“

„Werde ich, aber ich werde nun keinen Rückzieher mehr machen.“

„Musst du auch nicht. Weißt du selbst etwas von dieser Hexe?“

„Ich meine mal Geschichten über sie gehört zu haben, aber mit absoluter Sicherheit kann ich das nicht sagen. Bisher hat sie mich nicht interessiert, ihre Höhle liegt weit genug von unserem Dorf entfernt. Kennst du dich damit aus, eine Spur von Wissen steckt in deinen Worten.“

„Ja, ich hatte schon mit Hexen zu tun, sie sind gefährlich. Wie sieht es mit Waffen aus?“

„Ich habe meinen Holzstab, der zusätzlich noch an einem Ende angespitzt ist. Sonst habe ich keine Waffen. Sollen wir noch etwas mitnehmen, du hast gar keine Waffe?“

„Ich habe eine Waffe, die mich einigermaßen beschützt, aber vielleicht reichen deine Waffen nicht aus, um Dämonen zu töten.“

„Was können wir dagegen tun?“

„Wahrscheinlich nicht viel. Es ist offenbar Wahnsinn, so schlecht vorbereitet in eine Dämonenhöhle zu gehen, aber was haben wir schon für eine Wahl?“

„Keine, da müssen wir jetzt durch.“

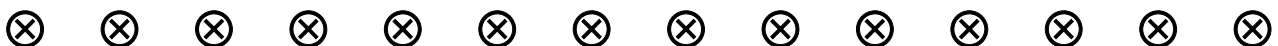
„Du hast dich eben sehr lange mit Hinerakau unterhalten, und offenbar hattet ihr beide Spaß dabei, richtig?“

„Ja, ich finde sie ist nett. Stimmt, es machte mir Spaß. Sie lachte über meine Witze, außerdem hat sie interessiert zugehört, als ich vor einer meiner früheren Taten erzählen sollte.“

„Das freut mich, aber der Weg bis zu ihrem Herz ist noch weit. Ich hoffe, du bist voll darauf konzentriert?“

„Ja, keine Sorge, ich bin bereit.“

„Das ist gut, denn da vorne ist der Höhleneingang.“



Ich hatte als Erste die kleine Nische zwischen den Hügeln entdeckt, worin sich ein schwarzes Loch abzeichnete. Aus diesem Dunkel konnte irgendwie nichts Gutes kommen, das war mir sofort klar. Da wir aber keine Wahl hatten, gingen wir weiter darauf zu.

Und tatsächlich, wie ein Willkommensgruß lag schon wenig später ein einsamer Totenschädel eines erwachsenen Mannes vor unseren Füßen.

„Der hat es nicht geschafft“, stellte Te Mata trocken fest, woraufhin ich nur nicken konnte.

„Wollen wir hoffen, dass wir erfolgreicher sind.“

„Ja, dann rein!“

Te Mata ging voran, und ich ließ ihm gerne den Vortritt. Angst hatte ich ja normalerweise nicht vor Dämonen oder Hexen, aber hier wusste ich viel zu wenig von dem, was uns erwarten würde.

Beim Betreten der Höhle passierte jedenfalls noch nichts, keine Gegner erwarteten uns. Ein Gang schloss sich an, der nicht beleuchtet war und deshalb wie ein langer, dunkler Schlauch vor uns lag.

„Ohne Licht wird das nicht wirklich angenehm“, stellte ich fest, allerdings antwortete Te Mata nicht.

Aber ich war mir sicher, dass er auch gerade ein mulmiges Gefühl in der Magengegend bekam. Da wir keine Fackel oder andere Lichtquellen bei uns hatten, gingen wir weiter, doch schon nach wenigen Metern sahen wir nicht einmal mehr die Hand vor Augen. Wenn ich mich umdrehte, sah ich den Ausgang auch nur noch als schmale Öffnung, die sich immer weiter von uns entfernte.

Etwas mehr als zehn Meter mussten wir ungefähr schon gegangen sein, offenbar ging es tief in den Berg hinein. So langsam gewöhnte ich mich an die Dunkelheit, was nicht heißen soll, dass ich wieder etwas erkennen konnte. Dafür passierte etwas Anderes, denn wir hörten plötzlich ein lautes Geräusch.

Beide blieben wir stehen und lauschten, ohne dass wir das Geräusch identifizieren konnten. Es war eine Art lang gezogenes Stöhnen, wie von einem Tier. Menschlich klar es nicht wirklich, aber ganz so weit weg war es auch wieder nicht. Vielleicht war es eine dämonische Kreatur, denn die Hexe lebte ja angeblich nicht alleine hier in der Höhle.

Inzwischen war das Stöhnen verklungen, ebenso das schwache Echo. Es war wie eine letzte Warnung gewesen, doch wir ignorierten sie. Dabei konnten wir nicht einmal genau sagen, von wo es gekommen war, doch wahrscheinlich von vorne, dort wo wir hinwollten.

Wir hielten uns inzwischen bei der Hand, allerdings nicht wie ein Paar. Es war eine Notwendigkeit, wenn wir uns nicht im Dunkeln verlieren wollten. So stolperten wir weiter voran, bis wir einen Luftzug spürten.

War die Höhle schon zu Ende? Woher kam der Luftzug? Das konnte eigentlich nur bedeuten, dass es eine Öffnung nach draußen gab. Aber was würde das für unsere Aufgabe bedeuten?

Jedenfalls gingen wir weiter und rechneten jeden Augenblick damit, dass etwas passieren würde, und tatsächlich. Um eine kleine Biegung mussten wir noch herum, dann er-

reichten wir endlich die richtige Höhle der bösen Hexe. Und sofort starrte uns eine Bestie mit gelb unterlaufenen Augen aus nur wenigen Metern Entfernung an.



Inzwischen hatte es sich die Reisegruppe im Schatten einer Felsengruppe bequem gemacht. Hier gab es frisches Wasser und Schutz gegen die immer stärker werdende Sonne. Dabei konnten sie zusehen, wie Te Mata und Clarissa in der geheimnisvollen Höhle verschwanden.

„Die sehen wir nie wieder“, stellte Häuptling Prakuwaku zufrieden fest, woraufhin Kuia bestätigend nickte.

„Wieso, sie könnten die Hexe doch auch besiegen?“, entgegnete Hinerakau.

„Die Hexe lebt schon seit mehr als sechs Generationen in dieser Höhle, sie ist uralte. Viele haben versucht, sie zu vernichten, aber niemand hat es bisher geschafft, mein Kind“, fügte Kuia hinzu.

„Aber dann ist das doch Mord und keine machbare Aufgabe?“

„Mord ist ein hässliches Wort. Sagen wir lieber, wir werden Te Mata dadurch los“, antwortete diesmal Prakuwaku, wobei er leise sprechen musste, damit die einige Meter entfernt ruhenden Wachen der Waimarama nichts davon mitbekamen.

Hinerakau sagte nichts mehr, aber es war klar ersichtlich, dass ihr das so nicht gefiel. Zwar wollte sie Te Mata auch nicht heiraten, aber niemand hatte ihr gesagt, dass er gleich sterben sollte.

Prakuwaku erkannte, dass seine Tochter nicht zufrieden war, daher fügte er noch etwas hinzu.

„Du willst doch diesen Riesen nicht heiraten, oder?“

„Te Mata ist ganz nett, anders, als ich ihn mir vorgestellt habe. Ich finde es halt nicht gut, was ihr mit ihm macht. Und diese Clarissa wird dann ja wahrscheinlich auch sterben, oder?“

„So sieht es aus. Ich werde aus ihr auch nicht so richtig schlau. Sie ist für eine Frau sehr groß, hat eine viel hellere Haut und eine ganz andere Kleidung als wir. Wo kommt sie bloß her? Und was macht sie hier, so ganz alleine? Und wie konnte sie es als Frau schaffen, Te Mata das Leben zu retten?“

„Das weiß ich nicht, aber ich fürchte mich ein wenig vor ihr. Sie ist nicht normal, würde ich sagen. In ihr wohnen besondere Fähigkeiten, die wir noch nicht einmal erahnen können“, teilte Kuia ihre Befürchtungen mit.

„Meinst du, sie könnte Te Mata wirklich helfen, die Aufgaben zu schaffen?“

„Vielleicht, aber auch ich kann sie schlecht einschätzen. Eventuell hätten wir ihr nicht erlauben sollen, Te Mata zu begleiten. Auf der anderen Seite kann es aber auch sein, dass wir sie so sehr schnell beide los sind.“

„Das wäre am besten. Wie sieht eigentlich die nächste Prüfung aus, falls wir sie wirklich noch brauchen sollten?“

„Feucht, sehr feucht. Und sie wird wirklich unmöglich für Te Mata sein, noch unmöglicher als diese, da bin ich mir sicher, ha, ha.“

„Das ist gut, dann können wir jetzt ja erst mal abwarten, was weiter passieren wird, ha, ha.“



Es geschah alles blitzschnell. Obwohl wir auf Schwierigkeiten vorbereitet waren, wurden wir doch überrascht. Dabei war es immerhin vorteilhaft für uns, dass es irgendwo am Ende der Höhle offenbar eine Lichtquelle gab, die zumindest für etwas Helligkeit sorgte.

Noch so nebenbei hatte ich feststellen können, dass sich hinter der Ecke eine große Höhle ausbreitete, was aber noch nicht alles war, denn es gab noch Nischen und weitere Gänge, die von dort abzweigten. Eventuell war der ganze Berg so durchlöchert, natürlich ein gutes Versteck für die Hexe.

Vom Licht kam leider nur sehr wenig bei uns an, so dass ich die vor uns stehende Kreatur nicht genau erkennen konnte. Es war eine Art Hund, nur deutlich größer und mit größeren Zähnen versehen. Ein Bernhardiner war schon klein dagegen, und mir fiel als Vergleich die Legende von Zerberus dem Höllenhund aus der griechischen Mythologie ein.

Wahrscheinlich hatten sie nichts miteinander zu tun, doch wir hatten hier ein konkretes Problem vor uns, denn der Hund sprang uns ohne weitere Warnung an. Dabei hatte er sich mich als vorrangiges Ziel ausgesucht.

In letzter Sekunde spritzten Te Mata und ich auseinander, so dass ihm nichts passierte, ich wurde leider am linken Bein erwischt.

„Aaah“, schrie ich auf, denn der Schmerz brannte wie Feuer und verlangsamte meine Bewegungen.

Am Oberschenkel hatte es mich durch meine Jeans hindurch erwischt, die ich auf jeden Fall wegwerfen konnte, wenn ich das hier überleben sollte. Mühsam zog ich das verletzte Bein hinter mir mehr, wobei sich die Jeans an der Stelle bereits rötlich färbte.

Der Hund hatte aber noch nicht genug und drehte sich blitzschnell herum, um erneut anzugreifen. Kurz schien er zu überlegen, auf wenn er sich stürzen sollte. Vielleicht waren es nur Sekundenbruchteile, aber die halfen Te Mata, sich auf seinen Gegner einzustellen.

Bevor der Hund sich erneut auf mich stürzen konnte, griff der junge Mann selbst an. Unglaublich schnell raste der dicke Stock auf den Hund zu, traf ihn auch, aber nur mit der flachen Seite. Trotzdem spürte der Hund den Schmerz, aber er griff dafür jetzt umso wütender an. Er hatte seinen Gegner gefunden, so dass mir ein wenig Zeit blieb, mich zu erholen.

Te Mata kämpfte derweil um sein Leben, denn der Hund war ein harter Gegner. Immer wieder schnellte die Bestie nach vorne und versuchte, dem Häuptlingssohn in den Arm zu beißen, doch Te Mata war ein äußerst geschickter Kämpfer.

Zwei, dann drei Mal ließ er den Hund ins Leere laufen, bis es der Bestie offenbar zu viel wurde. Diesmal warf sie ihren gesamten, massigen Körper nach vorne, doch Te Mata hatte offenbar damit gerechnet. Blitzschnell drehte er seine Waffe herum und musste sie nur noch gut festhalten, bis sich der Hund auf den Spieß wuchtete.

Der Aufprall war trotzdem heftig, der Held Te Mata musste zwei Meter zurückweichen, doch er war gewillt, den Sieg zu erlangen und nicht umzufallen. Schließlich hing sein Gegner auf dem angespitzten Stock, wobei die Waffe so tief eingedrungen war, dass der riesenhafte Hund sofort tot war.

Viel Blut ergoss sich über den Boden, doch das störte Te Mata nicht. Er hatte den ersten Gegner besiegt, doch er wusste auch, dass das noch lange nicht alles war.

„Clarissa, alles in Ordnung mit dir?“, fragte er mich, als er meine blutende Wunde entdeckt hatte.

„Ja, es geht schon“, antwortete ich, wobei ich versuchte, das falsche Bein zu belasten, was mit einem Stöhnen quittiert wurde.

„Wir müssen die Wunde verbinden, warte, ich helfe dir.“

Ich wusste nicht, was er vorhatte, doch Te Mata kannte dabei kein Erbarmen. Mit einem Ruck riss er meine Jeans an der getroffenen Stelle noch weiter auf, bis die Wunde vor ihm lag.

„Wir müssen die Wunde verbinden, sonst wirst du leicht krank!“, schlug er vor.

„Ja, ich habe ein Taschentuch.“

Mein Mitstreiter riss es mir fast aus der Hand und versorgte die Wunde so gut es ging. Sie war nicht sehr tief, aber dafür mehr als zehn Zentimeter lang. Das Taschentuch reichte so gerade dafür aus. Zuletzt nahm Te Mata noch das Stück abgerissene Jeans und band es als Stabilisator über die Wunde.

„Das sollte halten.“

„Danke, sehr gut. Auch dein Kampf mit dem Hund.“

„Ja, aber das war bestimmt noch nicht alles.“

„Das stimmt, das war es noch nicht!“, hörten wir plötzlich eine sehr tiefe, aber doch eher weibliche Stimme nicht einmal zehn Meter von uns entfernt aufklingen.



Wir schauten sofort beide in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war und erkannten unsere Hauptgegnerin.

Sie war unschwer als Hexe zu erkennen, oder man konnte auch böse Zauberin sagen, da sie doch einige Klischees bediente. Sie war klein, vielleicht nur 1,40 Meter groß, dafür eher dicklich. Ihr Alter wollte ich nicht schätzen, denn ich wusste ja, dass sie schon

viele Generationen überdauert hatte. Jedenfalls sah sie wie jemand aus, der jenseits der 100 Jahre gelebt hatte.

Das Gesicht war hässlich, auch wenn wir es in dem schlechten Licht aus der Entfernung kaum erkennen konnten. Vorstehende Merkmale im Gesicht waren die typische Hakennase und etliche Runzeln, so dass die Hexe in jedes Märchenbuch der Gebrüder Grimm als Illustration gepasst hätte.

„Wer seid ihr?“

„Mein Name ist Te Mata, ich bin hier, um dich zu vernichten.“

„Ihr habt es gewagt, meinen geliebten Hund zu töten, dafür werde ich euch vernichten. Und ich werde keine Gnade kennen.“

„Wir auch nicht“, antwortete Te Mata und sprang auf, um die Hexe zu attackieren, doch auch die reagierte.

Ihre Hände bewegten sich in einer Art Kreis und dann schwang sie die Hand über ihren Kopf, wo plötzlich kleine Wesen entstanden. Ich konnte sie zunächst kaum erkennen, doch als sie näherkamen, verstand ich. Es waren kleine Vampirfledermäuse, und zwar genau zehn Stück. Fünf flogen auf Te Mata zu, die anderen fünf auf mich.



Und die Biester waren schnell. Ich stand kaum wieder, da waren sie schon heran. Einen ersten Angriff auf mein Gesicht konnte ich abwehren, doch die Fledermaus kreiselte kurz ein wenig, dann griff sie wieder an. Da war schon die Zweite heran, sie zielte geschickt auf mein verletztes Bein. Es fiel mir schwer, es im Kampf einzusetzen, doch ich ließ es trotzdem hochschnellen und traf den Angreifer in der Luft.

Noch war keiner der Vampire an mich herangekommen, doch ich verlor immer mehr den Überblick. Außerdem hatte ich bisher nicht eine von ihnen töten können, das würde ich nicht mehr lange aushalten.

Wieder ein Angriff, diesmal von links. Mit einer geschickten Körperdrehung wich ich aus, wollte noch zuschlagen, doch der fliegende Angreifer hatte ebenso schnell wieder die Richtung geändert und war meinem Hieb entkommen.

Derweil hatte es eine der Fledermäuse sehr geschickt angestellt, sie hatte sich über mich begeben, um sich einfach von dort aus in die Tiefe fallen zu lassen. Dabei erwischte sie eine Stelle zwischen Schulter und Hals, die ja für Vampire besonders interessant war.

Blitzschnell griff ich zu, als ich die Krallen in meinem Nacken spürte, und ich hatte Glück. Ich erwischte das Monster noch bevor es seine Zähne in meinen Hals hacken konnte. Dabei hatte ich sogar so zugegriffen, dass sie meine Hand auch nicht erwischen konnte.

Gerne hätte ich das Tier entweder zerquetscht oder angeekelt wieder losgelassen, doch ich musste es irgendwie anders erledigen. Da ich nur einen Meter von einer Wand entfernt stand, warf ich es mit voller Kraft darauf zu.

Der Aufprall war auch für die kleine Fledermaus zu viel. Ich konnte nur ahnen, wie der Flügel brach und sie ziemlich deformiert zu Boden sackte. Die war erledigt, dachte ich noch, doch da griffen bereits die nächsten an.

Diesmal eine von rechts, die ich nicht gesehen, aber gehört hatte. Meine rechte Hand fuhr ihr entgegen, wobei mein Rubinring sie mitten im Gesicht traf.

Es machte nur einmal Puff, dann war auch dieser Gegner explodiert. Wieder einer weniger, aber immer noch drei. Die hatten inzwischen erkannt, dass es nicht so leicht werden würde. Die Fledermäuse waren magisch angehaucht, so dass ich sie mit meinem Ring vernichten konnte, aber auch rohe Gewalt war eine Möglichkeit. Ganz wehrlos war ich damit nicht.

Aber es waren immer noch zu viele Gegner, um sie alle gleichzeitig kontrollieren zu können. Ich hatte nur zwei Augen, während sich die Vampire darauf vorbereiteten, mich von drei Seiten gleichzeitig anzugreifen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn plötzlich tauchte ganz unerwartet direkt hinter mir die Hexe auf.

Ich hatte sie zunächst weder gesehen noch gehört, bis sie mir ihren langen Stock, der wahrscheinlich gleichzeitig ihr Zauberstab und eine Gehilfe war, in den Rücken schlug. Der Aufprall war nicht so heftig, aber er kam unerwartet und zwang mich in die Knie. Dies wäre für die Vampire die beste Gelegenheit gewesen, mich zu attackieren, doch sie warteten noch, denn ihre Meisterin wollte mit mir sprechen.

„Ich spüre deine Magie, du bist auch eine Hexe. Eine weiße Hexe, und ich werde dich vernichten. Spüre meine Macht!“, sagte sie, wobei sie gleichzeitig die Arme hoch und sie mir von oben entgegenstreckte.

Ich wusste nicht, was sie vorhatte, aber ich war in diesen Augenblicken völlig wehrlos, sollte das mein Ende sein?



Auch Te Mata wurde von den kleinen Vampirfledermäusen überrascht, die er auch gar nicht kannte. Aber er merkte schnell, dass sie gefährlich waren und besser nicht ihre kleinen, aber spitzen Hauer in seinen Körper schlugen.

Seine Muskeln waren gespannt, als er auf die Viecher wartete, die noch nicht ahnten, wie explosiv ihr Gegner reagieren konnte. Mit einer gewaltigen Bewegung erwischte er den ersten Flugvampir noch weit von sich entfernt mit der Spitze seiner Waffe und beendete damit ihr magisches Leben.

Damit aber nicht genug, denn schon schwang er seine Waffe herum und traf eine zweite Vampirfledermaus in der Luft. Der Hieb war so hart, dass der Stock durch den kleinen Körper hindurch fuhr und ihn in zwei Teile spaltete.

Zwei Gegner weniger, drei im Sinn. Aber die wurden vorsichtig und umschwirrten ihr Opfer, ohne ihm wirklich zu nahe zu kommen. Zwei Mal schlug Te Mata noch zu, traf aber nicht mehr, weil die Vampire das Ausweichen dazugelernt hatten.

Immer wieder sausten die kleinen Viecher von hinten auf ihren Gegner herab, doch sie suchten sofort wieder das Weite, wenn Te Matas Hand oder seine Waffe in ihre Nähe

kamen. So konnten sie ihren Gegner ermüden, denn sie als magische Wesen würden keine Probleme mit der Ausdauer bekommen. Das bemerkte auch Te Mata so langsam, denn er schlug weniger um sich und bemühte sich, seine Kräfte zu sparen.

Ein Patt war erreicht, aber der Mensch musste etwas riskieren, wenn er siegen wollte. Wieder ein Angriff von hinten, unter dem sich Te Mata hinweg duckte. Die Fledermaus sauste vorbei und war auch schon wieder weg, bevor der Häuptlingssohn mit dem Stock zuschlagen konnte. Doch immerhin hatte er einen Augenblick Zeit gewonnen, in dem er zu seiner Partnerin Clarissa hinüberblickte.

Auch sie kämpfte noch mit mehreren dieser kleinen Monster, doch auch die böse Hexe griff die Freundin direkt an. Clarissa war in die Knie gesackt und schon bereitete sich die Zauberin vor, ihr den Rest zu geben.

„Ich spüre deine Magie, du bist auch eine Hexe. Eine weiße Hexe, und ich werde dich vernichten. Spüre meine Macht!“, hörte Te Mata sie sagen, auch wenn er nicht alles genau verstand.

Aber er wusste, dass es gleich um Clarissa geschehen sein würde, wenn er nichts tat. Ohne auf seine eigenen Gegner zu achten duckte er sich ab und ergriff einen Stein von der Größe einer Kugelstoßkugel, und ebenso schwer. Wie einen Tennisball warf er den Brocken nach der bösen Hexe, als er schon die ersten Vampirzähne in seinem Nacken spürte.



Ich wusste wirklich nicht mehr, was ich machen sollte. Halb lag ich, halb saß ich am Boden, ohne eine echte Waffe. Und die Hexe war noch zu weit entfernt, als dass ich etwas gegen sie ausrichten konnte.

Vielleicht hätte ich noch die Formel meines Ringes rufen können, um die geballte Kraft meiner stärksten Waffe zu entfesseln, doch irgendwie rechnete ich damit, dass sie nicht wirken würde. Wahrscheinlich befanden wir uns so weit in der Vergangenheit, dass es den Ring noch gar nicht gegeben hatte, damit war er möglicherweise wirkungslos. Aber ich kam gar nicht mehr dazu, es zu versuchen, denn in letzter Sekunde traf ein Stein die böse Hexe.

Sie wurde am Kopf erwischt, und obwohl es mehr ein Streifen als ein Volltreffer war, brachte es sie völlig aus dem Konzept. Sie wankte zurück, wohin auch der Stein nach dem Treffer verschwunden war. Gerne hätte ich sie angegriffen und ihr den Rest gegeben, doch noch waren die Fledermäuse da.

Aber auch sie hatten die Orientierung verloren. Sie torkelten in der Luft hin und her, ähnlich wie ihre Meisterin. Offenbar bestand eine direkte Verbindung zwischen ihnen, das war aber auch meine Chance.

Einer der Flieger befand sich in meiner Nähe und nur noch fünfzehn Zentimeter über dem Boden, den erwischte ich leicht mit dem Fuß und zermahlte das Untier.

Fast gleichzeitig traf ich die nächste mit dem Ring im Flug, nur noch eine war übrig. Sie schien sich langsam zu erholen, doch zu spät. Im Flug packte ich sie mit der linken

Hand, und bevor sie zubeißen konnte, drückte ich meinen Ring in ihren winzigen Körper hinein.

Das war geschafft, aber noch lebte die Hexe. Sie war angeschlagen, daher musste ich sofort nachsetzen, wenn ich sie erledigen wollte. Sie hatte versucht, nach links zu flüchten, aber das kämpfte auch noch Te Mata. Deshalb war sie stehen geblieben und starrte mich nun wieder böse an.

„Du verdammte Hexe, ich mache dich fertig!“, schrie sie mir entgegen und bewegte wieder ihre Hände in die Höhe, um sie wenig später auf mich zu richten.

Ich kannte die Bewegung, auch wenn ich nicht wusste, was sie bezwecken würde. Aber bestimmt nichts Gutes, deshalb beschloss ich, mich in Sicherheit zu bringen. Keine Sekunde zu früh, denn während ich mich nach rechts zu Boden warf, verließ ein magischer Energieball die Hände der Hexe.

So wurde ich knapp verfehlt, aber nun lag ich am Boden, und die Hexe kam siegessicher auf mich zu, um einen weiteren Energieball auf ihre wehrlose Gegnerin zu feuern.



Te Mata fluchte, weil ihn eines der Biester im Nacken erwischt hatte, doch noch bevor er es packen konnte, hatte es rechtzeitig wieder losgelassen. Im Stand wirbelte er herum und sah noch, wie sein Feind in kleinen Kurven zu Boden flatterte.

Ein Tritt, und es war vorbei. Auch die anderen beiden Vampirfledermäuse wirkten unkoordiniert und griffen nicht mehr an. Leider flogen sie von Te Mata weg, so dass er sie nicht so einfach erledigen konnte. Kurz überlegte er, ob er weiter Clarissa helfen oder die Viecher erledigen sollte. Er entschied sich für die angeschlagenen kleinen Dämonen und startete.

Leider hatten die inzwischen ihre Fassung zurückgewonnen und drehten um, um Te Mata erneut zu attackieren. Aber sie waren diesmal zu langsam, denn den Ersten erwischte der junge Mann mit seiner linken Hand, um ihn in derselben einfach zu zerquetschen. Der Zweite wollte schon wieder von hinten angreifen, doch Te Mata wirbelte herum und stand seinem letzten fliegenden Gegner nun Aug in Aug gegenüber.

Offenbar verstand die Fledermaus, dass sie alleine nur schlechte Karten hat und wollte fliehen, doch die kleinen Flügel reichten dafür nicht aus. Mit zwei Schritten war der erfahrene Kämpfer heran und erwischte die ihn Zickzacklinien fliehende Fledermaus mit seinem spitzen Speer.

Auch dieser Feind war erledigt, doch noch immer hatte Te Mata nicht gesiegt. Kurz musste er sich orientieren, wo war Clarissa? Er sah sie nicht, denn seine Mitstreiterin hatte sich in einer Nische zu Boden geworfen, um einem magischen Angriff der Hexe zu entgehen. Die wollte erneut angreifen, doch das wollte Te Mata nicht zulassen.

Mit drei großen, raumgreifenden Schritten war der Mann heran und stieß der unvorsichtigen Hexe seinen Speer von hinten durch den Körper.



Die Hexe schrie erschrocken auf, gleichzeitig spürte sie die unerträglichen Schmerzen. Te Mata hatte mit so viel Wucht zugestoßen, dass der Speer durch den ganzen Körper hindurch gefahren war, um vorne wieder heraus zu schauen.

Die Hexe war aufgespießt, aber noch lebte sie. Wahrscheinlich wäre sie bereits umgefallen, doch Te Mata hielt sie mit dem Speer fest, nur deshalb stand sie noch und machte einen unschönen Eindruck. Fast hatte ich ein wenig Mitleid mit ihr, denn solche Schmerzen gönnte ich auch meinen schlimmsten Feinden nicht.

Ich war derweil wieder nähergekommen, denn die Hexe war keine Gefahr mehr für uns. Sie hatte verloren, und sie wusste es. Aber sie wollte sich noch nicht einfach so verabschieden.

„Te Mata, ich kenne dich und dein Schicksal. Ich weiß genau, was passieren wird. Du bist ein großer Held, und du wirst doch scheitern.“

„Ich bin der Größte, ich bin noch nie gescheitert. Und ich habe auch diese schwere Aufgabe geschafft“, antwortete mein Freund.

„Doch, dieses Mal wirst du verlieren. Ich werde dir sogar dazu verhelfen, dass du noch eine Aufgabe ganz und die letzte fast schaffen wirst. Dein Name wird zur Legende werden, wenn nicht zu mehr. Trotzdem wirst du daran zugrunde gehen. Daher verfluche ich dich, du wirst bis zu deinem Tode wachsen und wachsen, und umso größer du wirst, umso schneller wirst du wachsen. Das ist mein Fluch, und dein Schicksal, was sich schon sehr bald erfüllen wird.“

Bei den letzten Worten hatte sie sich noch einmal aufgebäumt, gleichzeitig tropfte Blut aus ihrem Mund. Zum Schluss war nur noch ein gurgelndes Stöhnen zu hören, bis der Körper der Hexe erschlaffte und sie tot auf Te Matas Waffe liegen blieb.

„Wir haben gesiegt!“, freute sich Te Mata, der offenbar die Worte der Hexe nicht so ernst nahm.

„Aber du hast doch die Hexe gehört, du wirst sterben.“

„Wenn es mein Schicksal ist, werde ich es akzeptieren. Sie hat aber auch gesagt, dass ich zur Legende werde, was für einen größeren Ruhm kann es für einen Kämpfer wie mich sonst geben?“

„Doch wenn wir jetzt die Aufgaben abbrechen, wirst du weiterleben und kannst zu einer noch größeren Legende werden.“

„Aber dann starte ich meinen neuen Weg mit einer Niederlage, das kann ich nicht akzeptieren. Du wirst mich nicht von meinem Weg abbringen können, Clarissa, ich werde ihn weitergehen.“

„Das hatte ich befürchtet. Jedenfalls möchte ich mich bei dir bedanken, diesmal hast du mir gleich zwei Mal das Leben gerettet.“

„Dann sind wir quitt. Du hast trotzdem gut gekämpft, ich bin beeindruckt. Noch nie habe ich eine Frau so kämpfen sehen, ich bin stolz, dich an meiner Seite zu haben. Aber was meinte die Zauberin eigentlich damit, dass sie deine Macht spüren würde?“

„Nun, ich bin vielleicht auch nicht ganz normal.“

„Sie sagte, du wärst selbst eine Hexe?“

„Das stimmt, ich bin eine gute Hexe und helfe den Menschen gegen das Böse. Wenn wir Zeit haben, kann ich dir vielleicht noch mehr davon erzählen, doch nun hast du noch zwei Aufgaben zu erledigen, das geht vor.“

„Ja, gehen wir es an. Du sagst ja immer, man kann sein Schicksal besiegen, dann versuchen wir es halt, gemeinsam sind wir stark.“



Seite an Seite verließen wir die Höhle und traten in die inzwischen sehr hoch stehende Sonne. Mein Freund half mir ein wenig beim Gehen, denn die Wunde behinderte mich doch ein wenig, obwohl Te Matas provisorischer Verband sehr gut hielt.

Zunächst wurden wir beide geblendet und konnten kaum etwas erkennen, so hell war es im Unterschied zur Dunkelheit in der Höhle. So konnten wir auch die verwunderten bis verärgerten Gesichter von Kuia und Prakuwaku nicht sehen. Immerhin freuten sich die Krieger aus Waimarama und auch Hinerakau.

Sie war es auch, die als Erste auf uns zukam, wobei sie zunächst Te Mata musterte. Auch an ihm waren Kampfspuren zu sehen, aber ernstere Verletzungen hatte er nicht davongetragen. Schließlich schaute sie auch mich an und entdeckte den provisorischen Verband an meinem Oberschenkel.

„Du bist verletzt, Clarissa, was ist passiert?“

„Die Hexe wollte sich nicht freiwillig ergeben, wir mussten sie erst überzeugen.“

„Ich werde dich neu verbinden, so kannst du keine längere Strecke gehen.“

„Das muss aber nicht sein, notfalls lassen wir Clarissa unterwegs zurück und holen sie später wieder ab“, warf ihr Vater ein, wurde aber von seiner Tochter sofort mit einem heftigen Wink unterbrochen.

„Diese junge Frau hat an der Seite Te Matas gekämpft und ist verletzt worden. Ich werde ihr helfen, und ich dulde keine Widerworte.“

Das konnte ihr Vater nicht mehr wechseln, daher hielten er und Kuia sich zurück. Beide tuschelten ein wenig miteinander, aber wir konnten sie leider nicht verstehen. Te Mata und Hinerakau halfen mir derweil in den Schatten, wo wir uns auch mit frischem Wasser erfrischen konnten.

„Lasst mich mal mit Clarissa alleine, damit ich sie in Ruhe verbinden kann!“, hauchte die Häuptlingstochter den anderen zu, die sich daraufhin ein Stück entfernten.

Wir waren alleine, und das war es, was die junge Frau bezweckt hatte. Ich war zuletzt nicht so aufmerksam gewesen und hatte die kleinen Botschaften der letzten Minuten offenbar übersehen und überhört, denn Hinerakau kümmerte sich anders um meine Wunde, als ich es gedacht hatte.

„Aaah“, schrie ich überrascht auf, als sie ihren Mittelfinger genau in die Wunde drückte.

„Sei leise, oder ich drücke noch fester zu!“, hauchte sie mir zu, woraufhin ich schwer atmend weitere Schreie unterdrückte.

„Was soll das, was ...?“

„Sei ruhig, hier stelle ich die Fragen!“

„Okay, okay“, antwortete ich nur, wobei ich hoffte, dass ihr das reichte.

„Also, was machst du hier?“

„Was meinst du?“

„Warum bist du hier, weshalb hilfst du Te Mata?“

„Ich bin eine Reisende, es ist Zufall, dass ich hier bin.“

Die Antwort gefiel ihr offenbar nicht, daher drückte sie wieder zu. Diesmal nicht ganz so hart, so dass ich nur leicht aufstöhnte und mehr Geräusche unterdrücken konnte.

„Das ist Unsinn, ich glaube dir kein Wort.“

„Die ganze Geschichte ist sehr kompliziert. Vielleicht habe ich nicht die volle Wahrheit erzählt, aber es ist auch keine Lüge. Es ist wirklich Zufall, dass ich hier bin.“

„Hmmm, ich nehme das erst mal so hin. Nächste Frage, was hast du in Bezug auf Te Mata vor?“

Jetzt verstand ich endlich, Eifersucht war das Problem. Mich wunderte nur, warum das erst jetzt zu einem Thema wurde, und nicht schon vorher. Offenbar empfand Hinerakau tatsächlich etwas für ihren Zukünftigen, und ich stellte dabei ihrer Meinung nach eine Gefahr dar. Einen Augenblick musste ich daher überlegen, denn von meiner Antwort würde wahrscheinlich viel abhängen.

„Ich habe überhaupt nichts mit Te Mata vor. Keine Sorge, ich werde dir nicht im Weg stehen.“

„Das glaube ich dir nicht. Weshalb bist du sonst hier?“

„Es ist aber so. Ich bin hier, um ihm bei seinen Aufgaben zu helfen, sonst nichts.“

„Das kann nicht sein, woher konntest du von den Aufgaben wissen, wir haben erst gestern Abend diesen Plan gefasst ...“

In diesem Moment wurde Hinerakau wohl klar, dass sie zu viel gesagt hatte. Ich merkte, wie sie sich am liebsten auf die Zunge gebissen hätte, aber es war zu spät. Trotzdem wollte ich sehr diskret mit dieser wichtigen neuen Information umgehen.

„Welchen Plan habt ihr gestern gefasst?“

„Gar nichts, wir hatten nur darüber gesprochen, wann wir hier ins Dorf gehen würden, und so weiter natürlich, ...“

„Erzähle mir keine Märchen, Hinerakau! Lass mich doch einfach mal raten! Dein Vater hatte eine Idee, wie man Te Mata ausschalten könnte, indem du dich ihm als zukünftige Ehefrau anbietest, wenn er drei unmögliche Aufgaben bewältigt, ist das so weit richtig?“

„Ja“, war die kurze Antwort nach einem längeren Grübeln, wobei sie mir nicht mehr ins Gesicht schaute, denn ich hatte sie durchschaut.

„Diese kleine Eifersuchtsszene passt aber irgendwie nicht in den Plan, oder?“

„Nein, wahrscheinlich nicht. Eigentlich wollte ich nicht heiraten, noch nicht. Und auch nicht diesen Riesen. Aber ich habe so langsam Zweifel bekommen, ob es richtig ist, was wir mit ihm tun.“

„Es ist Mord, wenn die Aufgaben noch schwerer werden, diese war schon hart genug.“

Eine Antwort bekam ich darauf nicht, aber ich erkannte an ihrer Reaktion, dass Hinerakau das inzwischen ähnlichsah. Daher setzte ich meine Befragung weiter fort.

„Und warum machst du dann noch mit?“

„Mein Vater hat mich darum gebeten, er ist sehr ehrgeizig. Er hat sich bestimmt etwas davon versprochen, die Waimarama sind ihm schon lange ein Dorn im Auge.“

„Das ist alles?“

„Ja, ich habe gedacht, so kann ich einen Krieg zwischen den Dörfern verhindern. Ich würde meine Hilfe auch nicht noch einmal anbieten, wenn ich die Wahl hätte.“

„Dann sollten wir diese Farce beenden, bevor wirklich etwas Ernsteres passiert.“

„Doch wie? Ich kann mein Hochzeitsangebot nicht zurückziehen. Und auch die Aufgaben nicht. Vielleicht könnten wir Te Mata überzeugen, von sich aus zu verzichten?“

„Das habe ich schon versucht, keine Chance.“

„Dann weiß ich nicht, was wir tun könnten.“

„Mir fällt auch nichts ein. Die Zauberin in der Höhle hat so eine seltsame Andeutung gemacht, dass Te Mata eine Aufgabe noch bestehen und dann scheitern würde. Und sie hat ihn verflucht, dass er immer größer werden würde, was ihm angeblich beim Bestehen der Aufgaben helfen würde.“

„Dann können wir ja noch etwas unternehmen, wenn es zur dritten Aufgabe kommt.“

Mir gefiel das nicht, ich wollte nicht abwarten. Dieser komische Fluch hing wie ein Damoklesschwert über meinem Freund, aber ich konnte nichts dagegen tun. Es blieb uns also nur, weiter abzuwarten.

„In Ordnung, machen wir das. Und glaube mir, Hinerakau, ich will nichts von Te Mata! Ich würde mich sogar freuen, wenn aus euch ein Paar würde, ich bin keine Feindin für dich.“

„Das ist nett von dir, Clarissa, ich will dir vertrauen. Und ich werde deine Wunde nun wirklich neu verbinden, denn sie blutet durch meine Schuld wieder leicht.“

Die Häuptlingstochter tat, was sie mir versprochen hatte, und diesmal hielt der Verband noch besser. Da die Wunde ohnehin nicht tief war, konnte ich das Bein auch wieder gut genug belasten, um alleine gehen zu können.

Noch wussten wir nicht, was die nächste Aufgabe war, denn die alte Kuia hüllte sich wieder in tiefes Schweigen. Sie hatte nur erklärt, dass wir wieder in die Nähe der Küste mussten, ungefähr auf halben Weg. Dort würde sich dann wohl Te Matas Schicksal erfüllen, aber was war mit meinem?



Es war ein Marsch von mehr als zwei Stunden in der inzwischen gut wärmenden Sonne. Ich schätzte die Temperatur auf ungefähr 30 Grad, und Schatten gab es unterwegs nicht viel.

Daher war ich froh, als wir endlich am Ziel ankamen. Vor uns erstreckte sich ein Fluss, der ungefähr fünf Meter breit sein musste und aus einem kleinen Gebirge kam. Te Mata hatte mir unterwegs erzählt, dass wir uns so ziemlich in der Mitte des Weges zwischen den Dörfern der Pakipaki und der Waimarama befanden. Bis zur Küste war es noch ungefähr ein Kilometer, wobei uns einige größere Hügel den Weg und den Blick verstellten.

Mein Gefühl sagte mir auch, dass wir uns ungefähr an der Stelle befinden mussten, wo in der Zukunft der Berg Te Mata stehen würde. Es konnte aber auch sein, dass ich mich irrte, schließlich sah hier alles ganz anders aus, als ich es aus der Zukunft kannte. Vor allem der fehlende Berg machte eine exakte Orientierung natürlich sehr schwer.

Offenbar hatte ich aber mit dem Erfüllen des Schicksals für Te Mata wohl Recht, es lief alles darauf hinaus. Leider wusste ich immer noch nicht genau, worin meine Aufgabe lag, und das bereitete mir Kopfzerbrechen. Wobei mir die Frage, wie ich den ganzen Ablauf nach Aufgabe zwei stoppen sollte, schon schwer genug fiel.

Und noch etwas bereitete mir Sorgen. Ich schaute ab und zu mal auf die Schatten, die wir warfen, und sie wurden länger. Das wäre auch keine Frage gewesen, schließlich sank die Sonne langsam wieder, ihren Scheitelpunkt hatte sie längst überschritten. Aber der Schatten von Te Mata wurde dabei immer noch länger als die von uns.

Ich wusste natürlich, worauf ich achten musste, sonst wäre es mir vielleicht gar nicht so sehr aufgefallen. Als ich ihn dann aber genau angeschaut hatte, kurz vor unserem Ziel, maß er ungefähr schon 2,60 Meter. Er war also in der Zeit um rund 20% gewachsen, das war unglaublich.

Ich sprach ihn darauf an, aber er reagierte nicht groß, sondern erklärte nur, dass es ihm auch aufgefallen war. Ich wollte ihn auch nicht nerven, daher begab ich mich zu Hinera-kau. Doch bevor ich sie etwas fragen konnte, kam sie mir zuvor.

„Clarissa, ist dir auch an Te Mata etwas aufgefallen?“

„Ja, ich fürchte, er ist gewachsen.“

„Aber so furchtbar schnell? Wo soll das noch enden?“

„Ich kann es dir nicht sagen, aber ich mache mir große Sorgen.“

Ich wollte gerade noch einen Satz hinterherschicken, als ich Kuias Ruf hörte. Da waren wir gerade noch zwanzig Schritte vom Fluss entfernt.

„So, wir sind da. Hier wartet die zweite Aufgabe auf dich, Te Mata. Bist du bereit?“

„Ja, was soll ich tun?“

„Es ist für einen riesenhaften Kämpfer wie dich nicht zu schwer. Du sollst nur diesen Fluss vor uns austrinken.“



Das also war Aufgabe Nummer 2. Hinerakau und Prakuwaku waren ja als Einzige vorher ansatzweise eingeweiht gewesen, und sie verstanden nun auch endlich Kuias hinterhältige Andeutungen.

Eine gemeine Aufgabe, und eine unerfüllbare. Lieber hätte ich mit Te Mata Seite an Seite gegen eine Horde von Dämonen gekämpft, aber dies?

Wie konnte das überhaupt klappen? Der Fluss hatte sogar eine sichtbare Strömung, und er war auch nicht ganz flach. Sicherlich hätte ich ausrechnen können, wie viel Wasser pro Sekunde vorbeifloss, aber das reichte ja noch nicht einmal. Er sollte alles Wasser trinken, er musste also immer weitermachen, es durfte kein Wasser mehr fließen.

Eine unmögliche Aufgabe, und das wussten Kuia und Prakuwaku. Wieder tuschelten sie miteinander, während Te Mata ein wenig irritiert in den Fluss starrte. Er war nicht dumm, er konnte sich auch ausrechnen, dass diese Aufgabe für einen normalen Menschen nicht zu schaffen war, aber was war hier schon normal?

„Nimmst du die Aufgabe an?“, fragte Kuia hinterher.

„Selbstverständlich nehme ich sie an. Ich brauche aber noch ein wenig Zeit zur Vorbereitung. Es ist schließlich keine leichte Aufgabe.“

„Die sei dir gewährt. Du kannst anfangen, wenn du bereit bist.“

Dabei erkannte ich das gemeine Lächeln im Gesicht Prakuwakus, ich hätte ihm am liebsten wenig ladylike eine gescheuert. Hingegen sah ich in Hinerakaus Gesicht echte Sorge, als sie auf mich zukam.

„Clarissa, was können wir tun? Te Mata wächst zwar immer weiter, aber das ist auch für ihn unmöglich.“

„Ich weiß, doch ich habe keine Idee?“

„Du darfst ihm helfen, ihm beistehen. Fällt dir nichts ein?“

Ich dachte nach, aber so auf die Schnelle fiel mir nichts ein. Ich sah mich, Seite an Seite mit meinem Freund im Wasser stehen und den Fluss austrinken. Das machte keinen Sinn, also musste eine andere Lösung her. Und plötzlich kam mir eine Idee, die ich mal in einem Roman gelesen hatte, vielleicht klappte das ja.

„Hinerakau, wo kommt der Fluss her, wo entspringt er?“

„Er kommt aus den Bergen, aus einem kleinen See und fließt dort vorne durch den Hügel hindurch. Warum fragst du?“

„Ich habe da eine Idee, vielleicht kann ich Te Mata doch helfen. Lenke du bitte deinen Vater und Kuia ab, ich nehme die beiden Wachen mit und klettere den Hügel hoch.“

„Gut, das kriege ich hin. Aber was hast du vor?“

„Du wirst es hoffentlich sehen. Falls du das vielleicht auch noch schaffst, halte Te Mata noch so lange wie möglich davon ab, mit der Aufgabe zu beginnen, wir brauchen etwas mehr Zeit.“

„Ich will es versuchen. Viel Glück!“

„Danke, euch auch.“



Den beiden Kriegern der Waimarama brauchte ich nicht viel zu erklären, offenbar hatte ich bei ihnen auch schon so einen guten Eindruck hinterlassen. Als ich ihnen sagte, dass ich Te Mata aus der Ferne helfen wollte und sie dafür bräuchte, kamen sie sofort und ohne Widerworte und Fragen mit.

Prakuwaku und die anderen schauten uns verwundert hinterher, als wir schnurstracks auf den Hügel zumarschierten, aber ich verließ mich dabei ganz auf Hinerakau. Sie würde uns hoffentlich auch ein wenig Zeit verschaffen, denn bestimmt würden wir noch mehr als 20 Minuten laufen müssen, bis wir unser Ziel erreichten.

Unser Tempo war dementsprechend hoch, was meiner Wunde nicht gefiel, darauf konnte ich jetzt aber nur wenig Rücksicht nehmen. Wir mussten uns beeilen, daher wollte ich meinen Plan auch schon unterwegs erklären. Dazu wandte ich mich an den Älteren der beiden Männer, dessen Name ich aber inzwischen wieder vergessen habe.

„Weißt du, wo der Fluss entlang fließt?“

„Ja, wir sind dort schon oft gewesen. Im See gibt es auch einige Fische, andere als im Meer.“

„Wir müssen versuchen, den Fluss umzuleiten, gibt es eine Stelle, wo das gehen könnte?“

Beide schauten mich fragend an, sie hatten mich nicht verstanden, daher erklärte ich es noch einmal anders.

„Te Mata wird nicht den ganzen Fluss austrinken können, das geht einfach nicht, wir müssen ihm also helfen. Dazu müssen wir dem Fluss ein neues Bett verschaffen, damit unten kein Wasser mehr ankommt und Te Mata seine Aufgabe schaffen kann.“

„Aha, ich verstehe. Es gibt oben eine Stelle, wo viele Felsen liegen, da hatte vor vielen Jahren der Fluss schon mal ein anderes Bett. Wenn wir die Steine wegräumen könnten, würde das vielleicht gehen.“

„Schaffen wir das zu dritt?“

„Ja, aber es wird nicht leicht.“

„Dann los, führt mich zu der Stelle!“

Wir brauchten noch weitere 15 Minuten, dann waren wir endlich an unserem Ziel. Es war leicht zu erkennen, diese Stelle war wirklich ideal für meinen Plan. Das alte Flussbett war noch gut zu erkennen, dorthin mussten wir den Fluss wieder umleiten. Allerdings lagen noch um die 100 schwere Steinbrocken im Weg.

„Puh, das wird hart“, stellte ich nur fest, denn wir konnten ja auch noch nicht sagen, ob das überhaupt reichen würde.

„Egal, wir versuchen es. Wir werden alles tun, um Te Mata zu helfen“, antwortete der Ältere der Beiden.

„In Ordnung, dann gehen wir es an. Am besten wir werfen die Brocken aber nicht einfach zur Seite, sondern stauen damit gleichzeitig den Fluss an, so dass er leichter umgeleitet wird.“

„Gut, dann los!“

Und schon begann die Arbeit, und sie war hart. Wir wussten ja auch, dass wir unter einem immensen Zeitdruck standen, denn wahrscheinlich hatte Te Mata schon mit der Aufgabe begonnen. Wie lange konnte er Wasser aus dem Fluss trinken, ohne tot umzufallen? Hoffentlich lange genug, bis wir fertig waren und das Wasser stoppen konnten.

Meine beiden Helfer klotzten richtig ran, das waren nicht nur leere Worte gewesen. Alleine trugen sie schwere Brocken weg, die ich nicht einmal hochbekommen hätte. Manche mussten sie trotzdem zu zweit tragen, aber die großen Teile waren natürlich besonders wichtig.

Fünfzehn Minuten waren wir jetzt schon ohne Unterbrechung bei der Arbeit, bisher noch ohne sichtbares Ergebnis. Das Wasser hatte sich noch kein neues Bett gesucht, und es floss immer noch die gleiche Menge Nass den Berg hinunter. Aber wir kamen trotzdem gut mit dem Plan voran, doch zwei große Brocken lagen noch im Weg.

„Die zwei noch“, stellte ich fest und wischte mir dabei über die schweißnasse Stirn.

„Ja. Den Kleineren schaffen wir zusammen hier in den Fluss, der wird uns helfen, ihn umzuleiten. Aber den großen Brocken können wir höchstens umstoßen, und das wird schwer genug.“

Zum Glück erinnerte ich mich noch an die Hebegesetze aus der Schule. Danach war es leichter, ein großes Gewicht zu bewegen, wenn es von einem etwas kleineren Gewicht angeschubst wurde. Der kleinere Stein konnte uns also helfen, wir mussten ihn nur mit aller Kraft gegen den Großen stoßen.

Meine Helfer gaben alles, und tatsächlich, wir bewegten den großen Brocken so weit, dass er plötzlich seinen Halt verlor und den Berg hinab kullerte. Hoffentlich traf er niemanden auf dem Weg nach unten, aber wir hatte es geschafft. Den kleineren Brocken transportierten wir noch zusammen zu unserem Damm, der damit auch fertig wurde.

„Wir haben es geschafft!“, stellte ich jubelnd fest.

Tatsächlich, der Fluss nahm endlich das neue Flussbett an und floss nun in einem Winkel den Berg hinunter. Und durch unseren Staudamm kamen nur noch kleinste Mengen an Wasser, wir hatten unser Ziel erreicht. Aber waren wir rechtzeitig genug fertig geworden, oder war unser Freund Te Mata bereits tot?



Während unser Marsch in Richtung Berg begonnen hatte, bereitete sich Te Mata auf seine zweite Aufgabe vor. Trotz seiner Muskeln war er auch intelligent und hatte längst erkannt, dass die Aufgabe einem Todesurteil gleichkam. Es war nicht möglich, einen Fluss leer zu trinken, auch ihm nicht.

Was ihm aber Sorgen machte, war die Frage, in wie weit Hinerakau in diesen perfiden Plan involviert war? Man konnte nicht sagen, dass sich der junge Mann verliebt hatte,

aber die Schönheit und Anmut dieser Frau waren schon selbst für ihn betörend. Und doch war die wichtige Frage für ihn offen, ob sie ihn wirklich wollte.

Diese Gedanken musste er aber zurückstellen, denn nun lag Aufgabe zwei vor ihm. Und auch wenn er eigentlich keine Chance sah, sie zu bestehen, wollte er sie angehen. Etwas konnte ihm vielleicht dabei helfen, denn er spürte den Fluch der bösen Hexe in sich.

Er hatte ihn verändert, so dass er immer weiterwuchs. Der Häuptlingssohn merkte, wie sein Körper wuchs, dagegen machen konnte er nichts. Doch vielleicht war das die einzige Chance, auch diese Aufgabe zu bestehen, denn nur ein Riese, noch viel größer als er selbst, konnte es vielleicht schaffen.

Noch war Te Mata leider nicht groß genug. Hätte er sich gemessen, 2,70 Meter wären das Ergebnis gewesen. Kaum ein Mensch war über alle Zeiten jemals größer gewesen, außer dem Goliath aus dem Alten Testament vielleicht.

Eine ganze Weile hockte Te Mata jetzt schon neben dem Fluss und bereitete sich gedanklich vor. Er hatte gar nicht mitbekommen, wie Clarissa und seine beiden Freunde verschwunden waren. Er wusste auch nicht, was sie tun wollten. Es war ja nicht damit zu rechnen, dass sie ihm helfen konnten, daher wollte er sich nun seiner Aufgabe stellen.

Langsam, mit ruhigen Schritten begab er sich in Richtung Wasser. Obwohl es aus den Bergen herunterkam, war es relativ warm, denn die Sonne schien direkt darauf. Es war ungefähr einen Meter tief, der Häuptlingssohn konnte also problemlos im Wasser stehen.

„Warte, Te Mata!“, rief ihm plötzlich Hinerakau zu, die gleichzeitig zu ihm ans Ufer lief.

„Ja, was kann ich für dich tun?“

„Halte ein und warte noch einen Augenblick.“

„Warum sollte ich das tun? Die Aufgabe liegt vor mir, und ich werde sie nun angehen müssen.“

„Es ist eine Falle, mein Vater benutzt dich nur“, antwortete sie diesmal flüsternd, damit ihr Vater sie nicht hören konnte.

„Das ist mir bereits bekannt.“

„Und du willst es trotzdem versuchen, obwohl du betrogen wirst und nicht siegen kannst?“

„Ja, denn ich habe zugesagt, mich deinen Aufgaben zu stellen.“

„Es sind nicht meine Aufgaben, es war eine Idee meines Vaters. Ich wollte es nicht, ich würde gerne wissen, wie ich dich bewegen kann, es nicht weiter zu versuchen?“

„Du wirst es nicht schaffen, denn es ist mein Schicksal. Und wenn ich dabei untergehen soll, dann ist es eben so.“

„Clarissa und deine Freunde versuchen dir zu helfen. Warte noch einen Moment, gib ihnen mehr Zeit.“

„Nein, denn ich weiß nicht, wie sie mir helfen wollen. Alles was ich tue, zögert das Unvermeidliche nur unnötig weiter hinaus.“

„Dann kämpfe Te Mata, und siege für mich“, waren Hinerakaus letzte Worte, als sie ihren Platz verließ, um sich einige Meter entfernt zu positionieren.

Sie drückte Te Mata die Daumen, und irgendwie glaubte sie an ihn und vielleicht auch an die Hilfe Clarissas, obwohl sie wusste, dass die Aufgabe nicht zu schaffen war. Gleichzeitig drückte Te Mata die Knie durch, setzte sich damit ins Wasser und senkte seinen Kopf so tief, um die Unmengen von Flüssigkeit in seinen Körper hineinfließen zu lassen.



Es war für Hinerakau ein emotional zweigeteilter Anblick, der die junge Frau sehr belastete. Auf der einen Seite drückte sie Te Mata die Daumen, dass er diese unmögliche Aufgabe überleben und bewältigen würde, auf der anderen Seite wusste, dass er scheitern musste.

Liter um Liter flossen in seinen weit geöffneten Mund hinein, wobei nicht ersichtlich war, wohin es verschwand. Te Mata spie kein Wasser aus, er schluckte es einfach weg. Die Mengen waren unglaublich, die er in sich aufnahm, aber gleichzeitig passierte etwas anderes.

Te Mata wuchs, und zwar in unglaublicher Geschwindigkeit. Es war so, als würde das Wasser den Prozess immer weiter beschleunigen. Schon nach kurzer Zeit war seine Größe nicht mehr menschlich zu nennen, inzwischen lag er bei mehr als vier Metern. Und er wuchs weiter.

Er trank das Wasser weg wie ein durstiger Elefant, der gerade eine Oase in der Wüste erreicht hatte, und doch wurde es nicht weniger, was aus den Bergen hinunterkam. Dabei wuchs der Häuptlingssohn unaufhörlich. Schon war es mehr als fünf Meter hoch, so dass Hinerakau langsam zurückwich.

Sie bekam Angst, denn sie wusste nicht, wo das enden würde. Wenn er tot umfiel, konnte er die junge Frau unter sich begraben, wenn sie sich seiner Nähe befand.

Er konnte aber irgendwann auch so groß werden, dass er die Sterne, den Mond und die Sonne vom Himmel holen könnte. Vielleicht brach auch irgendwann die Erde unter ihm unter dem gewaltigen Gewicht zusammen. Und trotzdem trank er weiter.

Inzwischen betrug seine Größe ungefähr sechs Meter, wahrscheinlich hatte er bereits Hunderte oder sogar Tausende Liter Wasser getrunken. Und trotzdem war kein Ende in Sicht, neues Wasser kam in konstanter Menge aus den Bergen herab, egal was Te Mata auch tat.

Diese Aufgabe war nicht zu schaffen, so unmenschlich sich der Held auch bemühte. Aber wo würde es enden?

Viel Zeit war inzwischen vergangen, bis Hinerakau plötzlich eine Veränderung bemerkte. Te Mata war schon fast sieben Meter groß, als der Fluss in seinen Ausmaßen schmaler wurde. Zunächst kaum merklich, wenn Hinerakau nicht genau darauf geachtet hätte. Doch dann immer mehr, der Fluss schmolz in sich zusammen.

Konnte das die Auswirkung von Te Mata sein? Nein, das machte keinen Sinn, denn der Fluss veränderte sich, bevor er bei dem riesenhaften Kämpfer ankam. Es lief einfach weniger Wasser den Berg hinunter, und das konnte nur eine Erklärung haben. Clarissas Plan, offenbar hatte sie wirklich etwas erreicht.

Und tatsächlich, es wurde immer weniger Wasser. Der Fluss war nur noch drei Meter breit und nicht mal einen halben Meter hoch, die Pegel sanken gleichzeitig rapide. Dabei trank Te Mata immer weiter, so dass man wirklich den Eindruck gewinnen konnte, er würde den Fluss leer trinken.

Hinerakau wusste es zwar nicht mit Sicherheit, aber sie ahnte, dass es nicht so war. Doch das war egal, nur der Erfolg zählte. Und der war greifbar, denn plötzlich kam gar kein Wasser mehr, von einer Sekunde zur nächsten.

Te Mata kniete schon lange nicht mehr, er lag lang im Wasser, den Mund auf den feuchten Boden gepresst, doch kein Wasser kam mehr an. Er selbst merkte es gar nicht, offenbar hatte sich sein Gehirn abgeschaltet, was bei seiner körperlichen Entwicklung und den gewaltigen Anstrengungen bestimmt eine gute Sache war. Doch egal was mit ihm sonst war, er hatte gesiegt, er hatte die Aufgabe gemeistert.

Es war Hinerakau, die laut losjubelte und zu ihrem Vater blickte. Der schaute recht misstrauisch aus der Wäsche, denn er sah, dass Kuia und er auch diesmal verloren hatten. Trotzdem wollte er es noch nicht anerkennen.

„Das ist Betrug, er hat den Fluss nicht leer getrunken!“, schrie er so laut, dass auch der immer noch am Boden liegende Te Mata ihn hören konnte.

„Doch, er hat es geschafft. Das Wasser ist fort, und das ist alles, was zählt. Gib es zu, er hat auch diese Aufgabe bestanden.“

Einen Augenblick überlegte Prakuwaku noch, dann winkte er ab.

„Ja, ja, er hat es geschafft.“

Hinerakau hörte die Wörter noch, als sie bereits auf den in Wasserresten liegenden Riesen zuschritt. Bisher hatte sich Te Mata nicht gerührt, nur seine Augen bewegten sich und zeigten an, dass er noch lebte.

Ein wenig Angst hatte Hinerakau, denn schon der Kopf des Riesen war um vieles größer als ihr ganzer Körper. Zu nah durfte sie ihm nicht kommen, denn schon eine vermeintlich leichte Berührung konnte ihren zarten Körper zerschmettern. Trotzdem versuchte sie, ihm auf die Beine zu helfen.

Wie apathisch lag er da, doch offenbar half ihm ihre Anwesenheit. Seine Augen blinzelten ein wenig, als sie sich bemühte, ihn mit all ihrer Kraft auf die Beine zu ziehen, dabei wog er schon mehr als eine Tonne. Aber Te Mata überwand seine Apathie und begann langsam, sich wieder zu bewegen.

Hinerakau sah dabei, wie sich sein Magen hin und her bewegte. Sie musste weiter zurücktreten, denn sie konnte viel zu schnell darunter begraben werden. Unmengen von Wasser befanden sich in seinem Inneren, sie polterten hin und her und machten es dem Riesen fast unmöglich, aus eigener Kraft aufzustehen.

Und trotzdem versuchte er es. Gefährlich schwankte er dabei hin und her, so dass Hinerakau wieder Angst bekam, unter dem Riesen begraben zu werden. Doch Te Mata war ein Held, ein Kämpfer, und er schaffte es.

Schwerfällig kämpfte er sich nach oben, bis er endlich stand. Dabei verdeckte sein Körper die inzwischen schon deutlich tiefer stehende Sonne und warf einen Schatten wie ein großer Turm. Aber dieser Turm lebte, öffnete plötzlich seinen Mund, schwang dabei den Kopf herum und spie Unmengen von Wasser in einer riesigen Fontäne aus.



Leider wussten wir nicht, was gleichzeitig im Tal geschah, wir konnten es aus unserer Position nicht erkennen. So sehr ich Te Mata auch die Daumen drückte, ich war nicht sicher, ob wir schnell genug gewesen waren.

„Haben wir es geschafft?“, fragte mich der Jüngere der beiden Männer.

„Ich weiß es nicht, wir sollten es einfach hoffen.“

„Und was machen wir nun?“

„Wir teilen uns auf. Ich gehe zurück und versuche Te Mata weiter zu helfen. Ich denke, wir können den Fluss gleich wieder in sein altes Bett zurückschicken, zumindest teilweise, es wäre gut, wenn ihr das machen könntet. Und dann solltet ihr ins Dorf zurückkehren und Hilfe holen, denn ich fürchte, es könnte noch Ärger geben.“

„Inwiefern?“

„Prakuwaku könnte versuchen zu betrügen, wenn er merkt, dass er verliert. Holt Verstärkung, um eurem Freund beizustehen.“

„Machen wir, viel Glück!“

„Danke, euch auch.“

Damit verließ ich unseren neu gebauten Damm, an dem meine beiden Helfer noch eine Weile warten wollten. Ich konnte mich auf sie verlassen, denn ich rechnete damit, dass Prakuwaku sich noch schlimmere Probleme ausdenken könnte, als es seine Aufgaben schon waren.

Wieder beeilte ich mich und war froh, als ich endlich einen Blick ins Tal werfen konnte. Ich wäre dabei fast umgefallen, denn im Tal erkannte ich einige Menschen, vergleichsweise klein wie Ameisen, daneben ein Riese von ungefähr sieben Metern Größe, der plötzlich begann, Unmengen von Wasser auszuspeien.



Ich war zwar noch einen halben Kilometer entfernt, aber auch so wurde ich durchnässt. Die Wassermengen hätten für einen kleinen Sturm gereicht, so viel verteilte Te Mata in die nähere Umgebung. Dabei wollte ich lieber gar nicht wissen, wie nass man in seiner unmittelbaren Nähe wurde.

Mir tat mein Freund Leid. Da der Fluss inzwischen weitestgehend trockengelegt war, musste er wohl seine Aufgabe erfüllt haben, aber um welchen Preis? Er war ungefähr 7 Meter groß. Und obwohl noch alle Proportionen passten, konnte er mit dieser Größe nicht mehr leben. Und wahrscheinlich war das noch nicht das Ende, bestimmt wuchs er noch weiter, so lautete der Flucht der Hexe.

Da ich ihm trotzdem weiterhelfen wollte, machte ich mich schnell auf den Weg, wobei mir die anderen bereits ein Stück entgegenkamen. Ich wusste nicht, weshalb das so war, aber Hinerakau kam als Erste auf mich zu, die Augen voller Tränen.

„Clarissa, sie bringen ihn ganz um, du musst etwas unternehmen!“

„Was ist passiert?“

„Er hat die zweite Aufgabe überstanden, aber die nächste Aufgabe ist noch unmöglich.“

„Und wie sieht sie aus?“

In diesem Augenblick war auch Prakuwaku heran, der mich angrinste, während er mir die Aufgabe erklärte.

„So groß wie Te Mata inzwischen ist, wird das ein Leichtes für ihn. Dieses kleine Gebirge hier hat mich schon immer gestört, er soll es aufessen.“

„Aufessen? Ein Gebirge?“

„Ja, das ist Aufgabe Nummer 3. Wenn er auch die noch schafft, kann er Hinerakau für sich gewinnen.“

„Das ist doch Unsinn, niemand kann ein Gebirge essen.“

Ich wäre fast ausgerastet, denn die Aufgaben wurden immer absurder. Doch Prakuwaku war das egal, und auch Te Mata schien sich daran nicht zu stören. Sein Blick war seltsam ausdruckslos, was nach seinen letzten Erfahrungen auch kein großes Wunder war. Trotzdem wollte ich es versuchen.

„Te Mata, du musst abrechen, sie bringen dich um. Das ist ihr ganzer Plan, sie wollen dich aus dem Weg räumen.“

Ich hatte laut geschrien, denn er war ungefähr 4x so groß wie ich. Dementsprechend hoch musste meine Stimme kommen, doch mein Freund reagierte nicht. Er schaute nur teilnahmslos auf die Hügelkette vor sich. Sicher, sie war nicht sehr hoch, doch auch ein 7 Meter großer Riese konnte sie nicht aufessen.

„Du siehst, er hört nicht auf dich. Er ist auf seine Aufgabe fixiert. Los, Te Mata, geh endlich an die Arbeit!“

Und tatsächlich, mein übergroßer Freund ging rüber zu der Hügelkette. Sie bestand aus vielen, unterschiedlich großen Steinen, und schon nahm er den ersten Stein von der Größe eines Fußballs in die Hand.

„Nein, hör auf damit, das kannst du nicht machen!“, schrie ich ihn an, doch er hörte nicht auf mich.

Doch meine Störungen wurden inzwischen Häuptling Prakuwaku zu viel, so dass er mit einem Wink seine beiden Wachen zu mir befahl.

„Los, haltet sie fest!“

Sie ergriffen mich, doch noch konnte ich schreien. Ich rief nach meinem Freund so laut ich konnte, doch er nahm mich nicht wahr.

„Steckt ihr etwas in ihr vorlautes Maul, damit sie ruhig ist! Ich will jetzt dieses Schauspiel verfolgen.“

Schon hatte ich ein Stück Stoff im Mund und konnte Te Mata gar nicht mehr erreichen. Die beiden Wachen hielten mich gleichzeitig fest, so dass ich mich überhaupt nicht mehr rühren konnte.

„Vater, das muss aufhören!“, mischte sich nun auch Hinerakau ein.

„Warum sollten wir aufhören, wir sind kurz vor unserem Ziel?“

„Das ist nicht mein Ziel, das war nur euer Ziel. Ich will nicht, dass Te Mata sterben muss.“

„Willst du ihn etwa heiraten?“, kam die spöttische Gegenfrage.

„Ja, ich will ihn heiraten. Ich liebe ihn.“

„Du liebst diesen dumpfen Riesen? Sieh ihn dir an, er will sich durch ein Gebirge fressen, so etwas willst du heiraten?“

„Ja, ich liebe ihn, und ich will ihn so zurück, wie er vorher war.“

„Das ist Pech, ich weiß nicht, wie wir den Ausgangszustand wiederherstellen können. Und es interessiert mich auch nicht. Ich weiß nur, dass ich so Macht über die Waimarama gewinnen kann, das ist alles was zählt.“

„Wie kannst du deiner Tochter so etwas antun? Ich liebe diesen Mann.“

„Ich tue ihm doch gar nichts an, er tut es sich selbst an. Nun fang endlich an, Te Mata, die Sonne geht schon bald unter, und wir wollen heute noch fertig werden.“

Te Mata hatte den Befehl verstanden, und er befolgte ihn. Ohne weiter darüber nachzudenken, steckte er sich den Stein von der Größe eines Fußballs zwischen die Kiefer.



Ich glaubte nicht, was ich dort sah. Te Mata kaute den harten Stein wie ein Stück Fleisch. Die Geräusche, die ich dabei anhören musste, wurden zu den Schlimmsten in meinem Leben.

Es dauerte auch nicht lange, da hatte Te Mata den Stein geschafft. Schlucken musste er nicht einmal richtig, da griff er schon nach dem nächsten Stein, der diesmal die Größe eines Medizinballs hatte.

Und auch den putzte der Riese weg, wobei wir gleichzeitig sehen konnten, wie er weiterwuchs. Zwei kleine Steine waren weg, und er war fast einen weiteren Meter gewachsen. Und schon griff er nach dem nächsten Stein.

Ich verfluchte meine Situation, konnte ich doch nichts tun, meinen Freund nicht von seiner furchtbaren Mission abbringen. Stein um Stein steckte er in sich hinein, zum Kauen kam er kaum noch. Und er wuchs und wuchs.

Grausame Minuten wurden zu gefühlten Stunden. Schon Unmengen von Steinen hatte Te Mata in sich hineingestopft, mehr als zwanzig Meter war er schon groß. Wir alle hatten uns weiter wegbewegt, so bedrohlich wurde der Riese. So manches kleine Stück von der Größe eines Kleinwagens ließ er versehentlich wie tödliche Geschosse zu Boden fallen. Und doch ging es immer weiter.

„Das darf doch nicht wahr sein, er frisst und frisst, wann hat das endlich ein Ende?“, fragte sich Prakuwaku, der einsah, dass die drei Aufgaben seiner Beraterin immer mehr nach hinten losgingen.

„Ich verstehe das auch nicht, niemand konnte diese Aufgaben schaffen“, antwortete Kuia ebenso verzweifelt.

„Natürlich nicht, und trotzdem schafft er es. Es dauert nicht mehr lange und er wird ganze Hügel in sich hineinstopfen. Er wächst und wächst, dieses Monstrum kann später niemand mehr ernähren, wenn er es überlebt.“

„Wir müssen ihn vernichten.“

„Aber wie, unsere Waffen kitzeln ihn höchstens noch.“

„Vielleicht ist das eine Idee, wir könnten ihn kitzeln, so dass er lachen muss. Dann kann er nicht mehr weiter essen.“

„Und wie willst du ihn kitzeln?“

„Er kniet doch vor dem Berg, da könnte man ihm einen Speer in die Unterseite seiner Füße treiben. Einer deiner Männer könnte das tun.“

„Nein, die kümmern sich um Clarissa. Wenn du so eine tolle Idee hast, dann führe sie auch selbst aus.“

Kuia schluckte und schaute rüber zu dem Riesen. Die Felsstücke, die er inzwischen verdrückte, waren so groß wie Lieferwagen, während man die Größe des Riesen gar nicht mehr vernünftig schätzen konnte. Es würde gefährlich werden, aber Kuia hatte keine Wahl, wenn sie nicht ihren Status als Beraterin des Häuptlings verlieren wollte.

„In Ordnung, ich mache es. Gebt mir einen Speer!“

Einer der Männer, die mich festhielten, warf der alten Frau seinen Speer zu, den diese geschickt auffing.

„Nein, Kuia, das kannst du nicht tun!“, flehte Hinerakau die alte Frau an.

„Ich muss es tun, oder willst du dieses Monstrum wirklich heiraten?“

„Nein, aber ich liebe ihn trotzdem. Bestimmt können wir den Fluch rückgängig und ihn wieder normal machen!“

Dabei griff sie nach der alten Frau, die früher so etwas wie Mutter und Lehrerin für die Häuptlingstochter gewesen war. Doch Kuia schlug nur nach ihrer Schülerin, die getroffen zu Boden fiel.

„Das mache ich auch für dich, Hinerakau.“

Mit diesen Worten trat Kuia an den Riesen heran, der nun immer schneller wuchs, umso größer die Brocken wurden. Schon im Knien konnte er über das Gebirge hinweg schauen und das Meer erkennen. Das stoppte ihn aber nicht bei seinen Taten, doch das hatte Kuia nun vor.

Mutig hatte sich die alte Frau direkt hinter den Riesen gestellt, dessen Fuß nun so groß war wie gleich ein paar Reihenhäuser nebeneinander. Trotzdem stieß sie mit aller Kraft den Speer in den Fuß des Riesen, die Folgen aber waren absolut unglaublich.



Te Mata hatte gerade noch einen Brocken so groß wie ein kleines Einfamilienhaus in sich hineingestopft, als er den Einstich spürte. Große Schmerzen konnte er dabei nicht empfunden haben, so groß wie er war. Doch dieser kurze Schmerz brachte ihn aus dem Konzept. Er wollte Luft holen, und dabei sauste ein sogar eher kleines Stück Felsen in seine Luftröhre.

Der Riese bekam schlagartig keine Luft mehr. Er begann zu würgen, sein Gesicht lief blau und rot an. Verzweifelt schaute er in die Runde, als ob er einen letzten klaren Moment hätte, doch Hilfe bekam er keine. Sein Blick glitt rüber zu seiner Liebe Hinerakau, als er schließlich in sich zusammensackte.

Doch auch die Attentäterin kam nicht ungeschoren davon. Kaum hatte die alte Kuia zugestoßen, hatte Te Mata in einem Reflex den Fuß senkrecht gestellt und die Frau mit der Kraft einer Dampfwalze zerquetscht. Sie war sofort tot und bekam nicht einmal mehr mit, wie erfolgreich ihr letzter Plan doch gewesen war.

„Nein, nein, das darf nicht sein!“, rief Hinerakau, wobei sie gleichzeitig auf ihren sterbenden Geliebten zulief.

Der Körper war der Länge nach hingefallen und hatte nun doch das Bergmassiv geformt, das ich in der Zukunft kennen gelernt hatte. Nun verstand ich auch, worin meine Aufgabe gelegen hatte. Ich hatte Te Mata helfen sollen, die ersten beiden Aufgaben zu bewältigen, bei der dritten musste er scheitern. Das war sein Schicksal, und er hatte es schon lange vor mir richtig erkannt.

In der Zwischenzeit hatte Hinerakau den Riesen erreicht. Verzweifelt lief sie um den übergroßen Kopf herum, um in sein Gesicht zu schauen, doch es war tot. Te Mata lebte nicht mehr. Doch sofort hatte ein Prozess begonnen, der seine dunkle, lebende Haut in graues, kalt aussehende Steine verwandelte, von denen er so viele gegessen hatte. Der Tote verwandelte sich in Stein, und die ihn liebende Hinerakau musste das neben ihm stehend mit ansehen.

„Aaaargh, nein, nein, nein“, schrie sie immer wieder, wobei sie ihren Kopf mehrfach gegen die gerade zu Stein werdende Stirn Te Matas hieb.

„Lasst mich endlich los!“, schrie ich derweil meine Bewacher an, die mich noch immer hielten, nur den Knebel hatte ich zwischenzeitlich endlich loswerden können.

Mein Befehl reichte ihnen offenbar, denn ihr Häuptling war sprachlos. Er kniete auf dem Boden und konnte auch nicht verstehen, was hier passiert war. Es hatte ein Sieg für ihn werden sollen, doch freuen konnte er sich nicht darüber.

Ich lief inzwischen auf Hinerakau zu und wollte sie beruhigen. Sie wurde immer wilder, ihr Kopf blutete aus zahlreichen Wunden. Sie würde sich weiter verletzen, ich musste

ihr helfen und wenigstens sie retten. Doch in diesem Moment ließ sie alles hinter sich zurück und rannte los in Richtung Meer.

„Hinerakau, bleib stehen!“, rief ich hinter ihr her, doch sie hörte nicht auf mich.

Stattdessen schrie sie immer wieder, auch wenn ich die Worte nicht genau verstehen konnte. Sie war trotz ihrer Verletzung schnell genug, ich spürte beim Rennen auch meine Wunde wieder, die mich behinderte. Trotzdem holte ich Meter um Meter auf, doch sie befand sich bereits in der Nähe der Klippen.

Zehn Meter war sie vielleicht nur noch von mir entfernt, dabei schrie sie wie eine Wahnsinnige. Ich mobilisierte noch einmal alle Kräfte, aber es war zu spät. Ohne sich noch einmal umzusehen oder abzustoppen, sprang die junge Frau, vom Wahnsinn und dem furchtbaren Verlust getrieben, über den Abhang in die Tiefe.

Ich war kurz nach ihr an der Stelle und musste sehr vorsichtig sein, nicht selbst in die Tiefe zu stürzen. Ich wollte der jungen Frau, die mir erst nach und nach sympathisch geworden war, noch helfen, doch es gab nichts mehr zu helfen. Sie war mehr als 30 Meter tief auf dem nackten Felsen aufgeschlagen, das Blut lief bereits in Strömen aus ihrem Körper.

Ich hätte mich gerne abgewandt, zu grausam war das Bild. Ich schaute aber weiter hin, hoffte irgendwie noch, sie retten zu können. So musste ich schließlich mit ansehen, wie ihr Körper von einer großen Welle von den Felsen gerissen wurde und mit dem Wasser im großen Pazifischen Ozean verschwand.



Mein Blick glitt noch Minuten lang in die Tiefe, obwohl Hinerakaus Körper wahrscheinlich für immer im Meer verschwunden war. Ich konnte mich nicht lösen, und innerlich verfluchte ich Chronos.

Ich wusste, dass ich nur hier war, weil ich ein Teil der Geschichte werden sollte bzw. es eigentlich schon vorher gewesen war. Trotzdem hasste ich ihn in diesem Moment, denn es war alles so grausam gewesen. Mit Te Mata und Hinerakau hatte ich in kurzer Zeit zwei wirklich tolle Menschen kennen gelernt, die zu meinen Freunden wurden, um sie wenig später auf so tragische Art wieder zu verlieren.

Irgendwann verließ ich die Klippen wieder. Meinen Kopf hielt ich gesenkt, als ich durch die Hügel hindurch zum Schauplatz der letzten Aufgabe zurückging. Meiner Tränen musste ich mich dabei auch nicht schämen. Schon öfter hatte ich Menschen verloren, wenn ich mit dem Bösen konfrontiert worden war, doch selten waren es so sinnlose Todesopfer gewesen wie diesmal.

Ich bekam schon gar nicht mehr mit, wie viel Zeit vergangen war, die Sonne ging bereits unter. Noch konnte ich genug sehen und erkannte Te Matas Vater neben dem Körper seines toten, versteinerten Sohnes stehen. Viele Krieger hatten ihn begleitet, und alle betrauernten den Verlust des Königssohnes und Freundes.

Wie in Trance ging ich zu ihnen, ohne selbst ein Wort zu sagen. Ich fühlte mich mitschuldig an seinem Tod, auch wenn ich mir einzureden versuchte, alles getan zu haben. Das schlechte Gefühl blieb trotzdem.

„Clarissa, du lebst?“, sprach mit schließlich Te Hatan verwundert an.

Ich antwortete nicht, sondern drückte ihn nur an mich, wie einen guten Freund. Er verstand die Geste und erwiderte sie.

„Was ist passiert?“

„Es war ein böser Plan Prakuwaku, er hat deinem heldenhaften Sohn das Leben geraubt.“

Für einen kurzen Augenblick hielt der Häuptling der Waimarama inne. In seinem Kopf schienen ein staatsmännischer Häuptling und ein Vater miteinander kämpfen zu wollen, doch schließlich siegte der Verlust des geliebten Sohnes.

„Dann soll auch er sterben!“, sagte Te Hatan und deutete auf den immer noch am Boden knienden und von mehreren Speeren bedroht werdenden Prakuwaku.

„Das ist nicht richtig, Häuptling Te Hatan. Hass erzeugt wieder nur Hass und Tod wieder nur Tod. Du kannst diesen Mann töten, aber wenn du ihn zum Leben verurteilst, ist das wahrscheinlich die härtere Strafe für ihn.“

„Seine Tochter?“

„Sie hat sich über die Klippen ins Meer gestürzt, nachdem sie den Verstand verloren hat. Er hat sie auch auf dem Gewissen.“

„Ich verstehe. Te Matas zahlreiche Freunde werden unglücklich sein, wenn ich seinen Mörder laufen lassen, aber ich gebe dir Recht. Das Leben ist für diesen Mann die härteste mögliche Strafe. Geh, Prakuwaku, verschwinde und lasse dich nie wieder hier sehen.“

Seine beiden Begleiter hatten ihn schon lange verlassen, er würde auch nicht mehr als Häuptling zu seinem Dorf zurückkehren können. Wahrscheinlich würde er irgendwann als gebrochener Mann sterben, doch dieses Schicksal stand ihm wohl auch einfach für seinen niederträchtigen Plan zu. Er schaute auch nicht mehr zurück, wahrscheinlich spürte er längst, dass seine Tochter nicht mehr lebte.

„Clarissa, bleib bei uns, ich erkenne in dir viele Tugenden meines Sohnes wieder. Ich hätte es ohnehin viel lieber gesehen, wenn er dich zur Frau gewählt hätte.“

„Danke für das Angebot und das Kompliment, Te Hatan, doch es geht nicht. Ich hatte hier eine traurige Aufgabe zu erfüllen, das habe ich getan. Ich werde nun sehr bald gehen müssen.“

Dabei schaute ich erstmals wieder in die Runde und erkannte nur drei Meter vor mir das bekannte, weißliche Leuchten. Der magische Würfel entstand, es war Zeit für meine Rückreise.

Auch Te Hatan hatte das Leuchten bemerkt und wunderte sich über das entstehende Objekt. Ich konnte ihm auch nichts von Zeitreisen erzählen, dafür sagte ich ihm einfach nur ein gehauchtes *Lebewohl*, kurz bevor ich in den Würfel trat.



Auf der Rückreise hielt sich Chronos zurück und sprach mich nicht an, was er sonst schon manchmal getan hatte. Ich wollte auch nicht mit ihm sprechen, so war es vielleicht besser. Die Reise verlief unproblematisch, bis ich schließlich auf der kleinen Bühne wieder aus dem Würfel heraustrat.

„Hey, weg, da, du stehst im Weg!“, hörte ich zahlreiche Stimmen schreien, denn ich stand wirklich im Bild.

Daher bewegte ich mich schnell von der Bühne herab, auf meinen Platz zu.

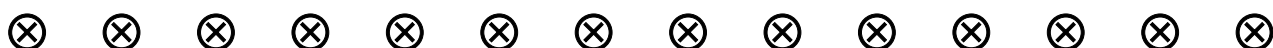
„Clarissa, was war los, was hast du auf der Bühne gemacht?“, wollten meine beiden Freunde unisono von mir wissen, doch ich beruhigte sie erst mal, während ich sie in den Arm nahm.

„Das erzähle ich euch später, nun möchte ich mich ein wenig erholen und den Film genießen.“

Das Erholen stand schnell mehr im Vordergrund, denn ich muss schon nach wenigen Minuten eingeschlafen sein. Die Anstrengungen in der Vergangenheit hatten mich furchtbar geschafft, doch emotional hatte mich diese Reise noch am meisten getroffen.



E n d e



Clarissa Hyde Nr. 64 - "Thriller-Land"

Es gab wieder eine neue Attraktion in London, genauer gesagt ein Stück nördlich von London. Ein Gelände mit alten Fabrikhallen und nicht mehr genutzten Firmengebäuden war aufgekauft worden, dazu kamen ein Teil des Sees und des Parks südlich von Manor House, um darauf einen großen Vergnügungspark zu errichten.

Er sollte so erfolgreich werden wie Disneyland, aber er hatte ein ganz anderes Konzept. Grusel, Horror, Action und Angst standen im Vordergrund, denn er hieß Thriller-Land. Und gruselig wurde es dort erst richtig, als der erste Mord geschah.

